1,80 DM / Band 507
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Lady mit dem Schädeltick

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Die Lady mit dem Schädeltick

John Sinclair Nr. 507

von Jason Dark

erschienen am 22.03.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Lady mit dem Schädeltick

Gleich vier Männer sollten in dieser rabenschwarzen Nacht dem Schwert des Henkers zum Opfer fallen. So hatte es die Lady gewollt, und was die Lady verlangte, das führte der Henker auch aus.

Die Männer wußten, daß sie sterben mußten. Sie hatten die letzten Tage vor ihrem Tod angekettet in einem Verlies verbracht und hatten unwahrscheinlich unter den Zuständen gelitten. Der Tod bedeutete für sie eine Erlösung.

Lady Madeline gehörte zu den Personen, die sich auf historische Vorbilder beriefen. Sie verehrte die Salome, die den Kopf des Johannes gefordert hatte, und auch ihre Männer sollten auf diese Art und Weise sterben.

In dieser Nacht sprach sie mit dem Henker. Er war ihr treu ergeben und würde die Verurteilten der Reihe nach töten. Er gehörte schon zu den älteren Männern, besaß einen Buckel und dachte nicht mehr an die Schönheit einer Frau, sondern mehr daran, wie er seinen nächsten Wein bekommen konnte.

Madeline war schön. Eine prächtige Frau mit wehendem Haar und einem Körper, der Männer wahnsinnig machen konnte. So war es auch bei den vier Verurteilten gewesen.

Madeline aber hatte nur mit ihnen gespielt. Sie waren Wachs in ihren Händen gewesen. Jedem hatte sie Hoffnung gemacht, sie dann aber gegeneinander ausgespielt.

Man hatte sie aus den Verliesen hervorgeholt. Männer, die vor Wochen noch kräftig und prächtig gekleidet waren. Jetzt konnten sie sich vor Schwäche kaum auf den Beinen halten. Sie hingen in den Griffen ihrer Bewacher. Das Fackellicht geisterte über ihre schmutzigen Gesichter und warf Reflexe in die apathisch blickenden Augen. Sie wußten von ihrem Schicksal, und keiner besaß die Kraft, sich noch einmal dagegen aufzulehnen.

Madeline Brent schaute der Szene zu. Sie stand auf einem breiten Balkon gegenüber der Hinrichtungsstätte und hatte die Lippen zu einem kalten Lächeln gekräuselt. Das weiße duftige Kleid ließ sie aussehen wie eine junge Braut, nur die war sie nicht. Zu ihr hätte besser die Beschreibung schöne Bestie oder Hexe gepaßt.

Der Henker wartete neben den Richtklötzen. Es war eigentlich Sitte, daß er sein Gesicht durch ein Tuch verbarg, doch dieser Mann hielt es nicht für nötig. Jeder wußte, welchen Beruf er ausübte, und auch jeder kannte dessen Einsamkeit. Mit ihm wollte man nichts zu tun haben.

Das Fackellicht schuf eine unruhige Atmosphäre. Die Menschen schienen zu tanzen. Manchmal wirkten ihre Körper übergroß und verzerrt, dann wieder klein, je nachdem, wie sie sich bewegten und wie sie in den Schein der Fackeln traten.

Das leise Klirren der Ketten schwang wie Musik über den Hof.

Madeline schaute noch immer lächelnd zu. Sie lächelte auch noch, als die vier ihre Köpfe hoben und sie anschauten.

Für einen Moment war sie versucht, ihren vier Liebhabern zu winken, dann ließ sie es bleiben. Ein Ruck ging durch ihre Gestalt. Sie stellte sich noch aufrechter hin und schaute mit kalt wirkenden Augen zu, wie die vier Verurteilten der Reihe nach auf den Boden gedrückt wurden, so daß sie dicht vor den Hauklötzen knieten und nur noch

ihre Oberkörper nach vorn zu beugen brauchten.
Die Hälse paßten genau in die Rundungen.
Stille breitete sich aus. Der Henker trat hinter den ersten Verurteilten. Ein schleifendes Geräusch war zu hören, als er das Richtschwert aus seiner Scheide zog. Die Klinge war sehr breit und an beiden Seiten geschliffen. Sie hatte schon oft getötet.
Der Henker umfaßte den Griff mit beiden Händen und hob das Schwert hoch. Gleichzeitig griff Madeline in die Tasche ihres Kleides und holte ein weißes Tuch hervor.
Und noch etwas passierte.
Aus dem dunklen Teil des Hofes, wo kein Lichtschein hindrang, erscholl der dumpfe Klang der Trommeln.
Sie bildeten die schaurige Begleitmusik für das bald stattfindende Ereignis.
Die Trommler selbst waren nicht zu sehen. Madeline kannte den Klang. Sie wußte genau, wann er sich dem Ende zuneigte. Dann würde sie das Zeichen geben und ihr Tuch fallen lassen.
Noch wirkte die gespenstische Szene wie erstarrt. Nur das tanzende Feuer der Fackeln brachte Bewegung. Die Verurteilten rührten sich nicht, auch der Henker schien zu Wachs geworden zu sein. Ein leichter Windhauch fuhr über den Innenhof. Er brachte den Geruch von Staub und Blüten mit.
Die Trommeln verstummten!
Gleichzeitig öffnete Madeline Brent ihre Faust.
Das Taschentuch fiel.
Und der Henker schlug zu.
Viermal insgesamt. Er war routiniert, er kannte dieses grausame Spiel, und er schaute zu, wie die Köpfe der Männer in die dafür vorgesehenen Körbe fielen.
In Madelines Gesicht rührte sich nichts. Sie wartete so lange, bis auch der vierte Mann gestorben war, dann nickte sie dem Henker zu und warf einen kleinen Lederbeutel nach unten, in dem es beim Aufprall klimperte.
Es war der Blutlohn…
Der Henker lief hin, nahm den Beutel entgegen und verbeugte sich tief vor seiner Herrin, die sich noch während dieser Geste umdrehte und durch eine Tür verschwand.
Mit unbewegtem Gesicht schritt sie den langen Flur entlang und blieb vor einer prächtig verzierten Doppeltür stehen, die ein junger Diener, der ihre Schritte vernommen hatte, von innen her aufriß und sich verbeugte, als Madeline ihn passierte.
Sie betrat den mit kostbaren Möbeln eingerichteten Raum und streckte sich auf einer Chaiselongue aus. Dort blieb sie zunächst liegen und wartete ab. Madeline wußte, daß diese Hinrichtung noch ein

Nachspiel haben würde. Sie selbst hatte es mit dem Henker besprochen.

Er ließ sich Zeit, und Madeline überbrückte die Stunde, in dem sie den Rotwein trank. Sie schenkte ihn aus der kostbaren Kristall-Karaffe in das ebenfalls kostbare Glas und nippte an der blutroten Flüssigkeit. Sie liebte diesen französischen Bordeaux. Er war gehaltvoll und kräftig. Manchmal lag er wie Samt auf der Zunge.

Der Wein benebelte sie nicht, er entspannte sie nur. Sie dachte an die Szene auf dem Hof. Dabei glitt ein Lächeln über ihre Lippen. Die Männer hatten es sich selbst zuzuschreiben, sie hätten vorher nur zu tun brauchen, was sie verlangt hatte.

Es war ihr Pech, daß sie sich geweigert hatten.

Dann klopfte es.

»Ja bitte…« Madelines Stimme klang etwas schrill. Sie blieb auch nicht sitzen, stand auf und spürte den leichten Schwindel, der sie überkam. Vielleicht war der Wein doch ein wenig zu kräftig gewesen.

Der Diener öffnete dem Henker die Tür.

»Du kommst spät!« stellte sie fest.

Der Henker hob die Schultern. »Es dauerte etwas, bis ich alles zusammen hatte.«

»Ist gut.«

Er kam weiter vor und stellte den Gegenstand, den er mit beiden Händen festgehalten hatte, auf dem Boden ab.

Es war ein sehr großer Weidenkorb, nicht sehr dicht geflochten, so daß aus den Lücken etwas hervorrinnen konnte.

Eine dicke, rote Flüssigkeit.

Blut…

Über den Korb hatte der Henker ein schwarzes Tuch gelegt.

Fragend schaute er Madeline Brent an.

»Du kannst gehen«, sagte diese.

»Ja, danke, Herrin!«

Linkisch verbeugte sich der Henker und ging rückwärts zur Tür.

Leise drückte er sie von außen zu und ließ die schöne Madeline allein. Deren Nasenflügel vibrierten, als sie tief Luft holte. Weit brauchte sie nicht zu gehen, um den Korb zu erreichen. Sie blieb davor stehen und holte noch einmal tief Luft, während sie bereits mit der rechten Hand nach einem Zipfel des Tuchs griff und dieses dann mit einer heftigen Bewegung fortzog.

Sie starrte auf die vier Trophäen!

Dann lachte sie.

Es war ein Siegerlachen. Schaurig, grausam und hämisch. Sie hatte endlich ihre Beute bekommen und konnte darangehen, den großen Plan zu verwirklichen.

Die Nachwelt würde sich wundern.

Das Lachen drang auch durch die Tür. Der Diener draußen hörte es, ebenso der Henker, der das alles nicht verstand und fast fluchtartig die nähere Umgebung dieser Frau verließ. Gegen sie war er ein Waisenknabe…

***

In den letzten Tagen war das Wetter ruhig gewesen, so daß die Mannschaft um Keith Barney es riskieren konnte, endlich hinauszufahren und das Meer abzusuchen.

Barney war im staatlichen Auftrag unterwegs. Es galt, ein bestimmtes Schiffswrack zu heben, daß vor langer Zeit zwischen England und Frankreich gesunken war.

Er und seine Männer hatten sich nach alten Aufzeichnungen gerichtet, die Stelle bestimmt und mit den modernsten Geräten der Technik ausgelotet. Jetzt waren sie hundertprozentig sicher, daß sie genau über der Stelle standen, wo das Wrack auf dem Meeresgrund lag.

Roger, sein bester Taucher, betrat die kleine Brücke. Er war ein drahtiger Mann mit dunklen Haaren und einem sonnenbraunen Gesicht, das jetzt allerdings einen besorgten Ausdruck zeigte. »Wir sollten uns beeilen, Keith, das Wetter kann umschlagen.«

Barney nickte. »Das Gefühl habe ich auch.«

»Sollen wir tauchen?«

»Ja, wir versuchen es. Ist der Hebekran klar?«

»Natürlich.«

»Dann macht euch bereit!«

»Ich sage dir noch Bescheid, Keith.«

»Sicher.«

Barney blieb allein zurück. Hoffentlich fanden sie das Schiff. Engländer und Franzosen vermuteten wertvolle Gegenstände an Bord, vor allen Dingen Münzen und Edelsteine, die damals über den großen Teich in das ferne Amerika hatten geschafft werden sollen.

Die Fundstücke mußten zwar abgegeben werden, aber Barney und seine Mannschaft waren prozentual beteiligt. Für sie blieb noch immer ein gutes Salär übrig, und die Kosten für die Bergung hatten die Regierungen sowieso übernommen.

So richtig wollte Keith Barney das Wetter nicht gefallen. Zwar besaß das dünende Meer die übliche, graugrüne Farbe, aber am Himmel braute sich etwas zusammen. Da verdichtete sich der Dunst zu großen Wolkenwirbeln, die noch hoch lagen, aber schon das Zeichen für einen Wetterumschwung waren. Wahrscheinlich gab es einen Temperatursturz, verbunden mit starken Gewittern und sintflutartigen Regenfällen. In den letzten Tagen war es einfach für die Jahreszeit zu warm gewesen.

Das Bergungsschiff lag ruhig im Wasser. Jeder Mann saß auf seinem Posten. Die Geräte liefen exakt, der Computer spie laufend die entsprechenden Daten aus.

Keith betrat den Raum der Technik, wie sie ihn nannten, und überzeugte sich selbst davon.

»Alles klar, Keith!« wurde ihm zusätzlich gemeldet.

»Gut, wir fangen dann an.«

»Geht in Ordnung.«

Barney betrat das offene Deck. Am Heck stand der mächtige Kran.

Sein Arm war vorgestreckt. Der Greifer sah aus wie eine mächtige Klaue aus Stahl.

Roger führte die Gruppe von vier Tauchern an. Es war ein umsichtiger Mann, auf den sich Keith total verlassen konnte. Die Männer trugen bereits die Druckanzüge mit den schweren Gewichten. Andere Helfer umstanden sie und checkten alles noch einmal durch. Sicherheit war hier am wichtigsten. Roger stand mit dem Kranführer zusammen. Beide Männer drehten sich um, als Keith Barney zu ihnen trat.

»Alles klar?«

»Ja, wir tauchen, Keith.«

Der Kranführer verschwand in seiner Bude. Von dort probierte er noch einmal den mächtigen Greifer aus. Die Stahlklaue reagierte ausgezeichnet, denn die Instrumente wurden hervorragend gewartet.

Zehn Minuten später war Roger mit seinen vier Tauchern verschwunden. Als sie den Meeresgrund erreichten und das Wrack sahen, meldeten sie es nach oben.

Keith Barney nahm die Information mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck auf. Auch das Wetter hatte sich noch gehalten.

Die dunkle Front war über dem Meer im Westen zunächst liegengeblieben. Eine trügerische Ruhe umgab sie. Die lange Dünung sah aus wie ein Teppich, der sich stets bewegte.

Schon senkte sich der Arm des mächtigen Hebekrans. Über Rollen liefen Trossen und Seile in die Tiefe. Sie beförderten weitere Greifhände dem Grund entgegen.

Sechs Stunden arbeiteten die Männer ohne Pause und holten aus dem Wrack hervor, was sie fanden.

Kisten und Schränke. Viele schon zerfressen, aber die Behälter aus Metall waren noch in Ordnung. Sie mußten eine besondere Fracht enthalten, sonst hätte man sie aus einem anderen Material gebaut.

Bevor die Dämmerung einsetzte, brachen die Männer die Suche ab.

Auf dem Deck des Bergungsschiffes stapelte sich die Beute. Schränke, Kisten, Truhen und Fässer.

Keith Barney behielt die Oberaufsicht. Nur er besaß die Erlaubnis, die Gegenstände zu öffnen.

Der Reihe nach schritt er sie ab. Roger blieb an seiner Seite. Der Cheftaucher nickte. »Sind einige interessante Dinge dabei, meinst du nicht auch?«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich denke da an die Eisenkisten.«

Keith winkte ab. »Das ist doch normal.«

»Na ja, aber die nicht.« Roger streckte den Arm aus und deutete auf einen viereckigen Behälter, der aus schwerem Eisen bestand.

Der Deckel war durch mehrere Riegel gesichert worden. »Was, meinst du, befindet sich darin?«

Barney lachte. »Du bist neugierig.«

»Ja, du nicht?«

»Soll ich sie öffnen?«

»Wäre nicht schlecht.«

»Okay, ich hole Werkzeug. Aber nur die eine Kiste«, sagte er im Weggehen. »Wir wollen hier niemandem den Mund wäßrig machen.«

»Geht klar.«

Keith kam sehr bald zurück. In der rechten Hand trug er eine Werkzeugkiste aus Metall. Er stellte sie ab, klappte sie auf und suchte nach dem schwersten Hammer. Auch Roger nahm ein solches Werkzeug in die Hand, nickte und schaute auf einen der Riegel.

»Den nehme ich mir vor.«

Die Männer waren Experten. Sie wußten, daß sie nicht zu fest schlagen durften, wollten sie die Riegel nicht zerstören. Während das Schiff in Richtung England lief, arbeiteten die beiden Männer geschickt und lösten auch den Rost mit einer Eisenbürste.

Danach ging es besser.

Vier Riegel hatten sie zu lösen. Sie untersuchten die Kiste noch einmal und fanden kein Schloß. Also war der Deckel nur von den Riegeln gehalten worden.

»Dann mal hoch damit«, sagte Keith Barney, griff zu einem Stemmeisen und klemmte die flache Spitze zwischen Deckel und Unterteil der Eisenkiste. Er hatte Mühe, hörte zwar das Knirschen, aber viel erreichte er mit seiner Arbeit nicht.

Roger unterstützte ihn an der anderen Seite. Auch er hatte zu einem Stemmeisen gegriffen. »Ich glaube, es klappt jetzt!« sagte er.

»Bei mir hebt sich der Deckel.«

»Bei mir auch.«

»Gut, dann gemeinsam.«

Sie arbeiteten geschickt und stemmten den Deckel vollends hoch.

Da er auf keiner Seite von Scharnieren gehalten wurde, polterte er auf das Deck.

Beide Männer aber standen wie erstarrt vor der Kiste und schauten sich deren Inhalt an.

Zunächst waren sie stumm. Es dauerte seine Zeit, bis sie sich zu einem Kommentar entschließen konnten. Es war Keith Barney, der den Satz ausstieß.

»Mein Gott, das ist doch nicht möglich…«

***

Als ich an diesem Morgen aufstand, kam ich mir vor wie jemand, der den Abend zuvor anständig getrunken hatte. Ich hockte auf der Bettkante, und es fiel mir schwer, einen klaren Gedanken zu fassen.

In meinem Kopf hatte sich ein dumpfes Gefühl ausgebreitet, ich hätte mich am liebsten wieder hingelegt und weitergeschlafen, um all den Kram, der vor mir lag, zu vergessen.

Andere Menschen mußten auch arbeiten. Ich wollte den inneren Schweinehund überwinden und schlurfte gähnend in Richtung Bad, wo die morgendliche Dusche auf mich wartete. Sie verscheuchte ein wenig die Müdigkeit. Doch besonders ging es mir danach nicht.

Noch in Unterwäsche ging ich zum Fenster im Wohnraum und schaute nach draußen.

Kein Wunder, daß es mir mies ging.

Vor dem Fenster lag eine Waschküche. Feuchter Nebel und Nieselregen, aber Temperaturen, die in den Hochsommer gepaßt hätten.

Das war ein Wetter zum Weglaufen, da hatten die Krankenhäuser Hochbetrieb. Herz- und kreislaufgeschädigte Menschen kippten um, wenn sie sich überanstrengten, und selbst mir war diese Witterung auf den Geist gefallen. Ich fühlte mich müde und kaputt. Mit trägen Bewegungen zog ich mich an, während in der Küche der Kaffee durch die Maschine lief. Am vergangenen Abend hatte ich noch eingekauft und mich auf eine Stachelbeerkonfitüre gefreut, die mir jetzt gar nicht schmecken wollte. Nur eine halbe Schnitte Brot aß ich, trank aber mehrere Tassen Kaffee, was ich sonst auch nicht machte, und geriet prompt ins Schwitzen.

Nee, was war das für ein Tag! Ich saß noch am Tisch, als Suko schellte, um mich abzuholen. »Was ist denn mit dir los?« fragte er.

»Nichts.«

»Du siehst aus, als hättest du wer weiß was hinter dir.«

»Ja, neun Stunden Schlaf.«

»Das ist wohl zuviel gewesen.«

»Kann sein.«

»Oder hat dich das Klima in Bayern verändert?« Suko spielte damit auf meinen letzten Fall an, der mich in dieses schöne Land in Germany geführt hatte.

»Nein, ich war nicht einmal beim Oktoberfest, das gerade begonnen hatte.«

»Dein Fehler.«
»Schau mal nach draußen. Da wirst du sehen, weshalb ich mich so gerädert fühle.«
»Wie, was ist denn?«
»Das blöde Wetter.«
»Da stehst du doch darüber.«
»Vielleicht werde ich alt.«
»Kann sein. Wenn du noch lange hier hockst, kommen wir zu spät.«
Ich brachte das Geschirr in die Küche. »Es stört mich nicht weiter, Suko. Zudem bleiben wir sowieso im Verkehr stecken.«
»Wir nehmen die U-Bahn.«
»Das wäre nicht schlecht.«
Es war wirklich besser, sich manchmal auf die öffentlichen Verkehrsmittel zu verlassen. London erstickte in den zahlreichen Autos, besonders am Morgen und am frühen Abend, wenn die Menschen Feierabend hatten und nach Hause wollten.
Die U-Bahn zu nehmen, war zwar eine gute Idee von Suko gewesen, trotzdem kam ich mir vor wie eine Ölsardine in der Dose. So voll war es in den Wagen.
Man unterhielt sich kaum. Viele lasen Zeitung und hielten sich mit der freien Hand fest.
Als wir die Bahn verließen, atmete ich zunächst tief durch. Doch die Luft war im Bahnhof kaum besser. Und auf der Straße zogen die Abgase der Fahrzeuge kaum ab, weil es fast windstill war. Sie vermischten sich mit den Dunstschleiern.
Der Nieselregen hatte aufgehört. Grau und flach lagen die Wolkenbänke über der Stadt. Beide waren wir froh, als wir das Gebäude des Yards erreichten und hoch zu unserem Büro fuhren, wo Glenda Perkins, unsere Sekretärin, bereits eingetroffen war und auch schon die erste Kanne Kaffee gekocht hatte.
»Du siehst blaß aus«, stellte ich nach der Begrüßung fest.
»Das kann ich dir sagen. Ich fühle mich auch mehr als bescheiden.«
»Liegt’s am Wetter?«
»Woran sonst?« Glenda gab mein »Kompliment« zurück: »Auch du hast schon mal frischer ausgesehen, John.«
»Ich fühle mich so wie du.«
»Der Kaffee wird helfen«, meinte Glenda.
»Das hoffe ich auch.«
Ich nahm die Tasse direkt mit ins Büro. Suko trank seinen Tee. Er rieb seine Hände. »Ich bin heute in Form«, sagte er, als ich ihn mit müden Augen über den Rand der Tasse hinweg anschaute. »Da könnte ich direkt Bäume ausreißen.«
»Dann geh in die Sahara.«
»Da war ich schon.«

»Tatsächlich?«
»Ja, deshalb gibt es dort kaum noch Bäume.«
Ich winkte ab und nahm die ersten Schlucke. Die Superbrühe war wieder einmal ausgezeichnet. Allerdings konnte der Kaffee meine Müdigkeit auch nicht völlig vertreiben.
Glenda gesellte sich zu uns. »Hat schon jemand angerufen?« fragte Suko.
Ich winkte ab. »Nun mal langsam, keine Hektik. Heute ist kein Tag für große Aktivitäten.«
»Hätte ja sein können.«
»Nein, es ist alles ruhig«, sagte Glenda.
»Ein Glück und Segen.« Ich nahm den nächsten Schluck und nickte Glenda zu. »Dein Kaffee wird immer besser.«
»Ist das überhaupt noch möglich?«
Bevor ich mir eine Antwort einfallen lassen konnte, meldete sich das Telefon. Ich griff schnell zu und hörte die Stimme unseres Chefs, Sir James Powell.
Er wünschte einen guten Morgen. So wie die Stimme klang, mußte er ungemein in Form sein. »Darf ich Sie dann bitten, zu mir zu kommen, John? Und bringen Sie Suko mit.«
»Ist okay, Sir.« Ich hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als Suko schon aufstand.
»Dann wollen wir mal.«
»Meine Güte, bist du dienstgeil.«
»Das soll vorkommen.«
Ich zwinkerte Glenda zu, stand ebenfalls auf und trottete hinter meinem Freund her. Da Sir James mich so förmlich angeredet hatte, rechnete ich damit, daß er nicht allein war. Das stimmte auch. Bei ihm war ein Mann, der eine Lederjacke trug, etwa in meinem Alter war und das dunkelblonde Haar zu einem Scheitel gekämmt hatte.
Seiner Haut sah ich an, daß er viel draußen arbeitete.
Wir wurden ihm vorgestellt und erfuhren selbst, daß er Keith Barney hieß und von Beruf Taucher gewesen war. Jetzt war er Leiter eines Bergungskommandos.
Wir nahmen Platz, und Sir James nickte Keith Barney zu. »Es ist am besten, wenn Sie erzählen.«
Das tat er auch. Barney gehörte zu den ruhigen, besonnenen Menschen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß er übertrieb. Als er schließlich auf den Kern des Problems zu sprechen kam, bat ich ihn, die letzten Sätze noch einmal zu wiederholen.
»Also, wir öffneten die Kisten und fanden in ihr die Leiche einer Frau, die nicht verwest war.«
»Genau da fängt unser Problem an!« sagte Sir James.
»Moment.« Ich hob den Arm. »Kann es sein, daß man die Tote im

Nachhinein in die Kiste gelegt hat?«
»Nein!« Keith Barney widersprach. »Die Metallkiste war verriegelt. Nichts wies darauf hin, daß man die Riegel zwischenzeitlich geöffnet hatte. Das hätten wir gesehen.«
»Wann genau ist das Schiff gesunken?« erkundigte sich Suko.
Barney hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Man schätzt, vor ungefähr zweihundertfünfzig Jahren.«
»Woher kam es?«
»Aus England. Heimathafen Bristol. Es wollte wohl nach Mittelamerika und fuhr einen Umweg. An der westlichen Kanalmündung und schon fast auf hoher See sank es dann.«
»Sie kennen nicht zufällig den Namen der Frau?«
»Doch. Sie heißt Brent. Madeline Brent.«
Damit konnte ich nichts anfangen. Ich fragte weiter. »Wie sah sie aus? Sie war ja nicht verwest. War sie aufgequollen? Hat das Salzwasser Sie angegriffen?«
»Nein. Es ist auch nur wenig Wasser in die Kiste eingedrungen. Der Deckel schloß dicht.«
»Die Frage ist doch, John«, mischte sich Sir James ein, »wie kann ein Körper so lange erhalten bleiben? Das ist unser Problem?«
»Denken Sie an die alten Ägypter, die…«
»Sie wurde aber nicht behandelt.«
Keith Barney nickte zu den Worten. »Das stimmt genau. Wir fanden sie noch in ihrer Kleidung. Einen roten Rock aus Samt trug sie. Eine weiße Bluse dazu, die Korsage ebenfalls, auch das Haar war nicht angegriffen. Auf ihrem Kopf wächst eine wunderschöne, rotbraune Pracht. Sie ist eine verdammt schöne Frau gewesen. In Schönheit gestorben, kann man sagen. Oder auch nicht gestorben.«
»Das müßte ja heißen, daß sie noch lebt.«
Nach meiner Bemerkung bekam Barney eine Gänsehaut. »Ich will den Teufel nicht an die Wand malen, aber sie sah tatsächlich so aus, als hätte sie sich nur zum Schlafen hingelegt. Ich habe den Fund natürlich weitergemeldet. Man verwies mich an Sie, weil Sie sich um diese Dinge besser kümmern können, hieß es.«
»Na ja, im Prinzip stimmt das schon. Wo können wir denn die Frau besichtigen?«
»Unsere Firma besitzt Lagerhäuser, die auch gekühlt sind. Dort haben wir die Kiste hingestellt.«
»Das ist doch was.« Ich schaute Sir James an. »Haben Sie noch Fragen, oder können wir der Lady einen Besuch abstatten?«
»Sie können, John.«
»Gut.«
Auch Suko ging mit. »Könnte sie ein Zombie sein?« fragte er draußen im Flur leise.

Keith Barney hatte gute Ohren. »Zombie, sagten Sie. Gibt es denn so etwas in Wirklichkeit?«

»Ja, leider«, erwiderte Suko und ließ uns als erste in den Lift treten.

***

Die Kühlbaracke der Firma Barney lag dort, wo sie auch hingehörte.

Am Hafen. Hier war die Gegend grau und sah noch schlimmer aus, wenn dunkle Wolken den Himmel bedeckten, wie an diesem Tag.

Normalerweise wurden die Räume nicht bewacht, falls nicht etwas Besonderes dort lagerte. In diesem Fall aber hatte der Chef einen Aufpasser hinterlassen.

Der junge Mann gehörte auch zur Besatzung. Er stammte aus Kenia, und seine Haut war so braun wie Schokolade.

Die Halle war als Fertigbau errichtet worden. Das große Tor besaß zwei Flügel, die der Farbige verschlossen hatte. Sein Name war Ngono, und er gehörte zu den Menschen, die sich in London wohler fühlten als in ihrer Heimat. Und er hatte auch Arbeit bekommen.

Ngono gehörte zu den Leuten, auf die man sich verlassen konnte.

Wer ihm eine Aufgabe übertrug, der war einfach sicher, daß er sie auch durchführte.

Wie jetzt, wo er Anweisung bekommen hatte, die Halle nicht zu verlassen. Sie war praktisch in zwei Hälften geteilt worden. Die eine diente als normales Lager und Werkstätte. Zu reparieren war immer etwas, auch jetzt lagen große Pumpen, in zahlreiche Teile zerlegt, auf dem Betonboden.

Die zweite Hälfte der Halle bestand aus mehreren Räumen, wobei einer als Frischhalte- oder Kühlraum diente. Und in diesen Raum war das makabre Fundstück gebracht worden.

Die Mannschaft wußte Bescheid. Sie alle hatten die schöne Frau gesehen, die nicht verwest war. Ihre Kommentare waren nur spärlich geflossen, doch Ngono war sicher, daß es sich bei dieser nicht verwesten Frau um einen bösen Zauber handelte.

Deshalb hatte er auch Furcht, sie zu bewachen und praktisch mit ihr allein zu sein.

Sein Chef war zur Polizei gefahren. Er wollte noch im Laufe des Vormittags zurück sein. Darauf hoffte Ngono, der des öfteren einen skeptischen Blick auf die grau gestrichene Tür des Kühlraums warf.

Die Halle besaß genügend Größe, um eine kleine Bude abteilen zu können. Sie diente den Männern auch als Pausenraum, und Ngono hatte hier seinen Platz gefunden.

Durch die Fensterscheibe schaute er in die Halle und dabei immer wieder auf die Tür des Kühlhauses. Dahinter lag sie. Eine wunderschöne Frau, der selbst der Tod nichts von ihrer Schönheit hatte entreißen können. Ngono hatte sie ebenso angestarrt wie seine

hellhäutigen Kollegen, doch in ihm war die Furcht hochgestiegen.

Schönheit und Zauber gehören oft zusammen, so hatte sein Onkel in Kenia einmal gesagt. Der mußte es wissen, er war viel im Land herumgekommen und verstand sich auch noch mit den alten Medizinmännern.

Ngono hielt es in der Bude nicht mehr aus. Er kam sich vor wie eingerostet. Deshalb stand er auf, reckte seine müden Knochen und wischte auch durch das Gesicht. Mit den Fingerspitzen knetete er seine Wangen, rieb die Augen und drückte die Tür des Glasbaus auf. In der Halle herrschte fast immer der gleiche Geruch nach Öl und Schmierfetten sowie nach Metall. Den Boden hatten sie am letzten Abend noch gefegt. An manchen Stellen war er richtig blank.

Die Luft schien schwerer zu sein als sonst. Sie besaß einen hohen Anteil an Feuchtigkeit. Selbst Ngono gefiel das nicht, obwohl er ein noch schlimmeres Klima aus Kenia her kannte, aber das lag schon lange zurück.

Er durchquerte die Halle in der Längsrichtung und lauschte seinen eigenen Schritten nach. Er blickte auf die Uhr und dachte daran, daß sein Chef eigentlich bald zurückkehren mußte.

Es war schon Zufall, daß er genau vor der Tür zum Kühlraum stehenblieb. Die graue Fläche bestand aus Metall. Sie schloß fugendicht. Öffnen ließ sie sich von innen und außen mit Hilfe eines schräg stehenden Hebels. Unter dem Hebel befand sich noch ein schmales Schloß.

Dahinter also lag sie.

Eine schöne Frau, eine Schlafende und doch seit über zweihundert Jahren tot.

Ngono schüttelte den Kopf und bekam plötzlich eine Gänsehaut, die auch sein Gesicht erfaßte, denn er hatte gesehen, daß sich der Hebel langsam nach unten bewegte.

Er war von innen gedrückt worden, aber dort im Kühlhaus befand sich niemand.

Bis auf die Tote…

Sollte sie etwa?

Ngono begann zu zittern. Er hob den rechten Arm und preßt den Handballen gegen die Lippen, um einen Angstlaut zu unterdrücken.

Starr schaute er auf den Hebel, doch seine Gedanken bewegten sich in eine andere Richtung. Er erinnerte sich an alte Geschichten, die man sich in seiner Heimat erzählte.

Diese drehten sich um furchtbare Gestalten, um lebende Tote, um sogenannte Zombies…

Sein Herz schlug plötzlich schneller. Es raste. Er hatte nie einen Zombie gesehen, auch nicht so recht daran geglaubt, aber es konnte sie durchaus geben.

Jetzt stand der Hebel unten. Es besagte nichts anderes, als daß irgend jemand die Tür von innen geöffnet hatte.

Kam er hervor?

Ngono stand wie festgeleimt auf der Stelle. Plötzlich sah er, wie die unbekannte Person die Tür aufdrückte. Auch nicht schnell, sie war sehr schwer und schwang lautlos in die Halle hinein.

Als der Spalt so breit wie die halbe Länge eines Arms war, kam die Tür zur Ruhe. Allerdings nur für einen Moment, dann wurde sie wuchtig in die Halle hineingestoßen.

Ngono würgte. Er hatte schreien wollen, aber nichts mehr herausbekommen.

Vor ihm stand die Tote!

Sie lebte, und sie hielt sich auf der Schwelle auf, die Arme gespreizt, die Beine ein wenig breit hingestellt. Ihr Gesicht war blaß wie ein Leichentuch, die Augen mit den dunklen Pupillen wirkten, wie in die Höhlen hineingemalt, und nicht allein die Kälte aus dem Kühlraum drang dem Farbigen entgegen, es war auch eine andere Kälte, die sich wie ein Reif um seine Brust legte.

Die des Todes…

Er schluckte und atmete pfeifend. Für einen Moment schwankte die Gestalt, dann stand sie wieder normal vor ihm, und sie schob jetzt ihr rechtes Bein vor, ein Zeichen, daß sie auf Ngono zugehen wollte. Der schritt zurück und streckte dabei beide Arme aus, »Geh weg, du Bestie!« keuchte er. »Geh, ich will dich nicht sehen. Nein, du bist des Teufels, du…« Seine Zähne klapperten, aber dieser weibliche Zombie ließ sich nicht beirren.

Ngono war ihr Ziel.

Der Farbige duckte sich und huschte zur Seite. Er brauchte eine Waffe, lief schon dorthin, wo sich das Lager befand und überlegte es sich im letzten Augenblick anders.

Die Flucht war besser.

Er mußte hier raus. Mit einem Hammer oder einem Schraubenschlüssel konnte er dieses verdammte Wesen nicht stoppen. Der weibliche Zombie aber besaß eine gewisse Schlauheit. Es war ihm gelungen, Ngono den Weg abzuschneiden. Als dieser an der Gestalt mit dem roten Rock vorbeiwollte, bewegte diese sich plötzlich schneller. Sie schien Gummi in den Armen zu haben, so lang wurden diese, und sie griffen auch hart zu.

Ngono spürte auf seinen nackten Armen die kalten Totenfinger wie lange Eisnadeln. Er blieb zitternd stehen, warf den Kopf zurück und fing an zu schreien.

Irre Laute drangen aus einer Kehle. Er stand dort wie ein Zitteraal, und die Unheimliche löste eine Hand von seinem Arm und faßte in das krause Haar des Mannes.

Der Griff war ungemein hart. Ngono glaubte, daß ihm jedes Haar einzeln ausgerissen würde. Tränen traten in seine Augen, er schrie noch immer, dann wuchtete Madeline Brent ihn mit gewaltiger Kraft vor. Diesen Stoß konnte er nicht mehr ausgleichen.

Er stolperte zurück, merkte plötzlich den Widerstand und begriff erst, als er das Klirren hörte, wohin ihn die Gestalt geschleudert hatte.

Genau in die Scheibe.

Sie wurde zu einer Mordwaffe. Eine spitze Scherbe erwischte ihn unter dem Kinn.

Ngono spürte noch diesen fürchterlichen Schmerz, bevor die reale Welt um ihn herum versank, daß er mit dem Rest der Scheibe nach hinten kippte und zu Boden prallte, bekam er nicht mehr mit. Da war er bereits tot.

Madeline Brent wandte sich ab. So etwas wie ein Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie dem Ausgang entgegenschritt. Ihre Füße schleiften dabei über den Boden. Je mehr sie zurücklegte, um so sicherer wurde ihr Gang. An der Ausgangstür hielt sie für einen Moment inne, dann öffnete sie die nicht verschlossene Tür, als hätte sie bisher nichts anderes getan. Sekunden später war sie nicht nur verschwunden, sondern auch im Wirrwarr des Hafens untergetaucht.

Sie fand immer wieder Deckungen und suchte nach einem Schiff, das sie zu ihrem Ziel bringen würde.

Nicht einmal fünfzehn Minuten später hatte sie es gefunden. Zielhafen war Bristol…

***

Keith Barney fuhr einen Geländewagen, der auch Suko und mir genügend Platz bot, obwohl die hintere Ladefläche voller Kisten mit Ersatzteilen stand, wie uns der ehemalige Taucher versichert hatte.

London erstickte in der trüben Suppe. Das war kein richtiger Nebel, mehr ein Dunst. Wenn man genau hinschaute, zeichnete sich hinter der grauen Wolkenbank ein hellerer Ball ab, die Sonne.

Barney war sehr einsilbig. Er hatte uns nur erklärt, daß wir zum Hafen fahren würden.

In dieser Gegend des Londoner Ostens sah es noch schlimmer aus.

Zwar ging man allmählich daran, auch diese Stadtteile zu sanieren oder neu aufzubauen, aber man bekam die graue Trübnis einfach nicht weg. Hafen blieb Hafen.

Die Dreh- und Hebekräne sahen aus wie Skelette aus Stahl. Sie stachen in den Dunst, wurden bewegt und gaben manchmal ein Quietschen von sich, als wollten sie protestieren.

Über die moderne, futuristisch anmutende Industrielandschaft hinweg segelten Möwen auf der Suche nach Nahrung.

Wir mußten bis zu den Kais fahren, oft über schlechtes Pflaster.

Wir überquerten Bahngleise, ließen Güterzüge vorbei und auch hochbeladene Trucks.

Daß hier gearbeitet wurde, sah ein Blinder.

Erst später gerieten wir in den gewaltigen Bereich der Lagerhallen.

Einige von ihnen sahen schon aus wie Hochhäuser mit ihren grauen, oft fensterlosen Fassaden und den flachen Dächern. Die Namen der Firmen prangten auf gewaltigen Schildern an den Wänden.

Die Halle, die Barney gemietet hatte, lag in einem neu errichteten Gebiet. Ein reines Industriegelände, etwas weiter von den großen Verladepiers entfernt.

Hier bestanden die Bauten meist aus Fertigteilen, auch Barneys Halle gehörte dazu.

Vor der großen Eingangstür rollte der Wagen langsam aus. Suko und ich stiegen als erste aus.

Hier war die Luft etwas frischer, auch wenn manchmal ein fauliger Gestank hindurchwehte.

»Ich habe einen Mann als Wache zurückgelassen«, informierte uns Keith Barney.

»Für wen?« fragte Suko. »Für die Leiche?«

»Auch.«

»Meinen Sie, die würde Ihnen weglaufen?«

Keith schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, Inspektor, ich meine gar nichts mehr.« Er blieb vor der Halle stehen. »Ich bin nur froh, daß Sie die richtige Anlauf-Adresse für mich waren und ich eine Sorge abgeben kann. Es bleiben noch genügend andere übrig. Die wirtschaftliche Lage läßt zu wünschen übrig. Ich muß mich ganz schön anstrengen, um Aufträge hereinzuholen, das kann ich Ihnen sagen.«

Die Eingangstür hatte er nicht abgeschlossen. Durch das Umlegen eines Hebels konnte er sie aufziehen.

Keith Barney betrat die Halle vor uns. Er war nicht einmal vier Schritte gegangen, als er so heftig stehenblieb, daß ich fast gegen seinen Rücken gelaufen wäre.

»Das… das darf doch nicht wahr sein!« keuchte er. »Mein Gott, Ngono!« Er lief mit schwankenden Schritten vor und gab Suko und mir das Sichtfeld frei.

Wir erkannten auf einen Blick, daß Barneys Mitarbeiter nicht mehr lebte. Es war rücklings in eine Scheibe gefallen. Eine Scherbe, lanzenspitz, hatte ihn am Hals erwischt und getötet.

Rechts von uns stand eine Tür weit offen. Kälte drang aus dem Loch. Das mußte der Kühlraum sein.

Da sich Barney um seinen Mitarbeiter kümmerte, lief ich auf die Tür zu.

Der Raum war leer, bis auf die Kiste, von der Keith Barney bereits

gesprochen hatte.

Ich trat in die Kälte und sah meine Befürchtungen bestätigt. Es gab keine Leiche mehr.

Langsam ging ich zurück. Barney stand mit aschgrauem Gesicht neben Suko vor der zerstörten Scheibe. »Er… er ist tot!« flüsterte er.

»Es hat ihn erwischt.«

»Und die Leiche ist verschwunden.«

Barney reagierte nicht darauf. Er wischte über sein Gesicht, dann starrte er mich an. »Was haben Sie gesagt?«

Ich wiederholte den Satz.

»Aber das ist doch nicht wahr. Wie kann eine Tote denn so ohne weiteres verschwinden? Jemand muß sie herausgeholt haben. Ich… ich …«

»Vielleicht war die Leiche gar keine«, sagte Suko.

»Wie?«

»Ein Zombie!« präzisierte der Inspektor. »Sie muß einfach eine lebende Tote gewesen sein.«

Barney schüttelte den Kopf. »Daß es so etwas tatsächlich gibt, damit hätte ich nie gerechnet.«

»Zumindest gehen wir davon aus.« Dann schränkte ich ein. »Es ist auch möglich, daß es einen Helfer gegeben hat, der die Leiche aus der Kühlkammer holte.«

»Meinen Sie?«

»Möglich ist alles.«

»Und wer sollte so etwas tun?«

»Das kann jeder getan haben.«

»Auch Ngono?«

»Ja. Und als ›Dank‹ für seine Hilfe hat man ihn dann kurzerhand getötet. Keine Zeugen, Sie verstehen? Aber das ist, wie gesagt, alles Theorie. In der Praxis sieht es möglicherweise anders aus. Wir werden jedenfalls nicht locker lassen.«

»Als hätte Madeline Brent gewußt, daß heute etwas geschehen würde«, flüsterte der Mann. »Als hätte sie es gewußt.« Er ballte die Hände und schluckte.

Suko dachte praktischer. »Ich werde die Mordkommission anrufen.« Das Telefon befand sich in der Kabine, die ich ebenfalls betrat, weil ich mir den Toten ansehen wollte.

Ob es ein echtes Unglück gewesen war oder Mord, ließ sich nicht feststellen. Es war auch möglich, daß ihm jemand die Scherbe in den Hals gestoßen hatte. Die Spezialisten der Mordkommission, mit der Suko telefonierte, würden da auch ihre Schwierigkeiten haben.

Suko legte auf und hob die Schultern. »Die Kollegen waren nicht gerade begeistert, als sie meine Stimme hörten.«

»Wer ist das schon?«

»Pfui, das sagst du als Freund?«
Keith Barney stand an der Tür, schaute uns an und fragte: »Was sollen wir denn jetzt tun?«
»Sie gar nichts, Keith. Den Fall übernehmen wir voll und ganz. Um Sie und Ihre Leute geht es bestimmt nicht…«

***

Am frühen Nachmittag saßen wir wieder in dem Büro unser Chefs Sir James Powell. Zwischenzeitlich hatte ich mit ihm telefoniert und ihn in die neuesten Entwicklungen eingeweiht.
Wie wir den Alten kannten, hatte er sich bestimmt schon seine Gedanken über gewisse Dinge gemacht. Und richtig. Wir saßen kaum, als er schon begann.
»Madeline Brent, so hieß die Frau doch – oder?«
»Ja, Sir.«
Der Superintendent gestattete sich ein feines Lächeln. »Ich war natürlich nicht untätig und habe etwas nachgeforscht. Der Name Brent sagt Ihnen beiden nichts?«
»Nein!«
Auch Suko schüttelte den Kopf.
»Traurig, John. Die Brents sind in der heutigen Gesellschaft einfach nicht wegzudenken. Sie…«
»Sind das etwa die Pferde-Brents?«
Sir James verzog unwillig die Stirn. »Ja, die Pferde-Brents, wie Sie schon sagten. Sie züchten Pferde, aber das ist nur Hobby. Die Familie ist im Oberhaus vertreten und gehört zur gesellschaftlichen Spitze. Sie besitzen Industriebeteiligungen und sind auch im Medien-Geschäft tätig. Sir Lucius ist zum Beispiel ein bekannter Verleger. In seinem Verlag erscheinen zahlreiche Zeitschriften, und eben aus dieser Familie stammt Madeline Brent.«
»Dann war sie eine Ahnherrin.«
»So ist es.«
»Sie wissen aber nicht, Sir, wie die Brents zu ihr standen – oder?« fragte Suko.
»Nein, darüber haben wir nicht gesprochen.«
»Sie kennen die Familie persönlich?«
»Sicher.«
Klar, wen kannte der Alte nicht?
Sir James blickte auf seinen Bleistift, den er zwischen seinen Fingern hielt. »Als ich den Namen Brent hörte, wurde ich hellhörig und habe ein wenig nachgeforscht. Es muß einen Grund gegeben haben, weshalb Madeline Brent genau zu dieser Zeit wiedergekehrt ist.«
»Zufall, Sir!«
»Nein, John, das glaube ich nicht. In genau zwei Tagen nämlich

geben die Brents auf ihrem Stammsitz in Bristol ein großes Fest. Ein Jubiläum wird gefeiert. Es ist viel Prominenz eingeladen worden. Gleichzeitig will Sir Lucius seine neueste Zeitschrift vorstellen. Deshalb ist es möglich, daß Madeline versuchen wird, dem Fest einen Besuch abzustatten. Ich greife jetzt weit vor, das ist mir klar, aber man sollte alle Dinge in Betracht ziehen.«

Ich nickte dem Alten zu. »Sie sagten, Sir, daß Prominenz eingeladen wurde?«

»So ist es.«

»Gehören Sie auch zufällig dazu?«

Sir James druckste herum, als wäre ihm die Antwort peinlich.

Dann erklärte er etwas steif. »Ja, ich habe die Ehre.«

»Gratuliere«, sagte ich.

Suko schnippte mit den Fingern. »Neue Zeitschrift, Sir? Da müßte doch eigentlich auch Bill Conolly…« Er sprach den Satz nicht zu Ende und schaute mich an. »Oder was meinst du, John?«

»Ja, die Conollys sind bestimmt dabei.«

»Ich kenne die Gästeliste nicht, John. Sie können Ihren Freund Bill ja fragen.«

»Das mache ich auch.«

»So«, sagte Sir James, »damit hätten wir eine Spur, der wir nachgehen sollten.«

»Wir, Sir?« Ich blickte ihn erstaunt an. »Wenn Sie dort sind, können Sie den Fall doch lösen.«

Der Superintendent verzog die Lippen. »Ihr Vorschlag in allen Ehren, John, aber ich bin dort gezwungen, gewisse gesellschaftliche Verpflichtungen wahrzunehmen, Sie verstehen?«

»Natürlich. Das würde bedeuten…«

»Daß Sie beide ebenfalls an diesem Fest teilnehmen. Allerdings als nicht offiziell Geladene, aber ich werde zusehen, daß Sie trotzdem hineinkommen.«

»Danke, Sir.«

»Sie besitzen die entsprechende Kleidung?« fragte Sir Powell.

»Die kann man sich doch leihen«, sagte Suko.

»Ich quetsche mich in meinen alten Smoking, Sir. Der ist so alt, daß er schon wieder modern ist.«

»Haben Sie zugenommen?«

»Nein.«

»Dann versuchen Sie es.«

»Sollen wir Sie mitnehmen, Sir?«

»Nein, wir fahren getrennt. Ich habe einen Chauffeur. Lassen Sie sich durch meine Anwesenheit nicht stören. Sie bekommen dann noch die entsprechenden Legitimationen, damit Sie nicht abgewiesen werden.«

»Himmel, sind die vornehm«, sagte Suko.

»So vornehm, daß sie sogar einen Zombie in der Ahnenreihe haben. Das hast du nicht.«

Mein Freund schaute mich scharf an. »Bist du dir da ganz sicher, John?«

»Eigentlich nicht.«

»Gut«, sagte Sir James und erhob sich. »Wir werden noch miteinander reden.«

»Geht klar, Sir.«

»Ja«, sagte ich zu Suko, als wir wieder in unserem Büro waren.

»Da denkt man an nichts Böses, und schon gehört man zum illustren Kreis des Jet-set. Einfach irre.«

»Ich weiß nicht. Wenn ich an den Smoking denke.«

»Manchmal muß man eben Opfer bringen.« Ich nahm den Hörer hoch. »Jetzt rufe ich erst mal Bill an.«

Der war nicht zu Hause. Dafür bekam ich mein Patenkind Johnny an den Apparat. Wir erzählten noch ein paar Minuten private Dinge, bis mir der Junge erklärte, daß sein Vater sich in einem Pub in der Fleet Street aufhielt.

»Mummy ist schon sauer.«

»Das kann ich mir vorstellen. Wo steckt denn deine Mutter?«

»Im Garten. Soll ich sie holen?«

»Nein, nein, ich weiß schon Bescheid. Bis bald, Johnny.«

»Okay, Onkel John.«

Ich kannte den Pub, wo Bill zu verkehren pflegte, wenn er in die Fleet Street, die Straße der Zeitungsmacher, zurückkehrte. Dort hatte er selbst früher Tag und Nacht gewirkt. Heute hatten mehrere Verlage auf Lichtsatz umgestellt, viele Drucker entlassen und die Produktion von Zeitungen in andere Stadtteile verlagert.

Im Pub herrschte ein unwahrscheinlicher Trubel. Bestimmt wurde etwas gefeiert. Es dauerte eine Weile, bis ich Bill an der Strippe hatte. Seine Stimme klang ziemlich gedehnt, fast schon verlaufen.

»Ich bin es, du Schluckspecht.«

»Ahhh, John.« Er lachte. »Willst du auch kommen? Wir feiern hier den Abschied eines alten Kollegen. Da ist der Bär los, kann ich dir sagen, ein Wahnsinn.«

»Das höre ich. Wie nüchtern bist du denn noch?«

»Hör mal!« protestierte er und bedankte sich zwischendurch, weil er ein Glas gereicht bekommen hatte, wie er sagte. »Ich bin nicht betrunken. Ich kann nur nicht selbst fahren.«

»Das brauchst du auch nicht. Ich wollte nur wissen, ob du mit deiner Frau nach Bristol fährst, wo die Brents ein gewaltiges Fest geben. Das ist alles.«

Bill trank einen Schluck. Das hörte ich selbst durch das Telefon.

»Also eingeladen sind wir?«

»Fahrt ihr hin?«
»Weiß ich noch nicht. Weshalb willst du das denn wissen?«
»Nur so am Rande, viel Spaß noch.« Ich legte auf, bevor Bill weitere Fragen stellen konnte.
Suko grinste mich an. »Der hat aber geladen gehabt, was?«
»Und ob.«
»Fahren sie denn?«
»Sie sind zumindest eingeladen. Aber wir werden ihnen nichts sagen. Wenn wir plötzlich dort sind, möchte ich Sheilas und Bills Augen sehen. Die fallen denen vor Staunen aus dem Kopf.«
»Das kann durchaus sein.«

***

Feste gibt man normalerweise am Abend. Die Brents aber begannen mit ihrer Party schon am Nachmittag, das hatte uns Sir James ausdrücklich mitgeteilt.
Wir fuhren entsprechend früh ab. Bestimmt gehörten wir zu den wenigen Gästen, für die keine Zimmer gebucht waren, deshalb hatten wir vor Antritt der Reise auch unsere »Kampfkleidung« die Smokings, angezogen. Wir befanden uns noch innerhalb Londons, als Suko seine Jacke auszog und ich seinem Beispiel folgte.
»Was man nicht alles in einem Job wie dem unsrigen tut!« beschwerte er sich.
»Ja, man hat’s nicht leicht.«
Wir konnten auf dem M4 bleiben. Dieser Motorway führte geradewegs von London nach Bristol, einer Stadt mit viel Geschichte und großer Seefahrer-Tradition.
Von Bristol aus waren noch im vorigen Jahrhundert die großen Segler der Ostindien-Company in See gestochen. Auch heute besaß dieser Hafen noch eine große wirtschaftliche Bedeutung.
Da wir Wochenende hatten, herrschte nicht zu viel Verkehr.
Wenige Ausflügler rollten über die Bahn, das Wetter war einfach zu trübe. Die Feuchtigkeit hatte sich gehalten, zwischendurch donnerte es auch mal.
Wir brauchten nicht direkt bis Bristol. Am Rand der Stadt mußten wir auf den M5 abbiegen und in Thornbury abfahren. Dort lag auch der Besitz der Brents.
Besitz, Reich, Land – man konnte eigentlich alles dazu sagen. Ich hatte mich zuvor erkundigt. So wie die Brents jetzt lebten, hatten früher Fürsten gewohnt.
Bis zum Ufer des Mouth of the Severn, einer ins Land reichenden Verlängerung des Bristol Channels, reichte die Grenze des Besitzes, dessen Mittelpunkt oder Zentrale ein hochherrschaftliches Haus mit schloßähnlichem Charakter war.

Ich kannte es von Bildern her. Suko und ich würden es bald in natura zu Gesicht bekommen.

Von der Großstadt war nicht viel zu spüren, als wir den Motorway verlassen hatten. Flaches, brettebenes Land, bestückt mit Wäldern, weiträumigen Weiden und auch eingezäunten Grasflächen.

Wir waren am Morgen aus London weggefahren und noch etwas früh dran. Die eigentliche Party begann erst am Nachmittag. Da wir offiziell nicht zur Kenntnis genommen werden sollten, konnten wir zu früh nicht auf dem Gelände erscheinen.

Sir Lucius Brent war von unserem Chef über unser Erscheinen unterrichtet worden. Den wahren Grund hatte Sir James sicherheitshalber verschwiegen. Zudem würde ihm Sir Lucius nicht glauben, wenn er von einer untoten Ahnherrin sprach, die zurückgekehrt war.

Wer konnte das auch schon verstehen?

In Thornbury hielt ich nach einem Lokal Ausschau, weil ich etwas essen wollte. Suko brauchte nichts, aber mir hing der Magen ziemlich weit unten.

Am Stadtrand und auf der direkten Strecke zu unserem Ziel fanden wir ein schmales Haus, dessen Fassade einen Schutz aus Efeu zeigte. Mir fiel der vorgebaute Erker auf und die hell gestrichenen Rahmen des großen Fensters.

»Da?« fragte Suko.

»Weshalb nicht?«

»Schau mal nach rechts. Da stehen einige Motorräder, die mir gar nicht gefallen.«

Ich hielt an und warf einen Blick aus dem Fenster. »Denkst du an Rocker?«

»So ähnlich.«

»Mal sehen.«

Ich wollte nicht mehr weitersuchen, und nicht jeder Rocker muß gewalttätig sein. Wir gelangten in einen schmalen Flur und mußten uns nach links wenden, um die Tür zum Restaurant aufzustoßen.

Der Erkerplatz war noch frei. Rechts sah ich eine lange saubere Theke. An einem runden Tisch hockten sechs Rocker und aßen. Sie verhielten sich sehr manierlich und schauten kaum auf, als wir den Tisch im Erker ansteuerten. Der Wirt erschien. Ein magerer Mann, der leberkrank aussah. Jedenfalls besaß er ein gelbliches Gesicht.

»Sie wollen essen?« fragte er.

»Ja.« Ich lächelte. »Was haben Sie denn zu bieten?«

»Heute nur Backhuhn.«

Ich schielte zu den sechs Rockern. »Die essen aber etwas anderes«, sagte ich leise.

»Es war vorbestellt.« Der Wirt beugte sich tiefer. »Außerdem komme

ich gegen die Macht der Leute nicht an.« Er warf uns einen etwas merkwürdigen Blick zu. »Sie tragen Smokings? Gehören Sie auch zu den Gästen der Brents. Dann bekommen Sie ja etwas zu essen.«

»Ich habe aber jetzt Hunger, Meister.«

»Nur das Backhuhn.«

»Kein Sandwich?«

»Das kann ich Ihnen machen.«

»Und mir auch eins«, sagte Suko.

»Was wollen Sie trinken?«

Wir bestellten beide etwas Alkoholfreies. Suko schaute dem Wirt nach, wie er in der Küche verschwand. »Ein komischer Knabe ist das.«

Ich hob die Schultern. »Er wird seine Gründe haben.«

Wir hatten uns so hingesetzt, daß wir die Rocker im Auge behalten konnten.

Auch sie blickten hin und wieder rüber. Wenn sie sprachen, unterhielten sie sich leise. Manchmal lachte einer von ihnen laut auf. Irgendwie lag eine ungewöhnliche Spannung in der Luft, und diese Wand hatte sich zwischen uns aufgebaut.

Der Wirt brachte die Sandwiches und die Getränke gleichzeitig.

Wir schenkten uns das Mineralwasser selbst ein. Ich warf einen Blick auf die Sandwiches und konnte mir eine Frage beim besten Willen nicht verkneifen. »Sind die von heute?«

»Wieso?«

»Das Salatblatt sieht aus, als hätten sie es einem Hamster aus der Schnauze gezogen, schon leicht angeknabbert. Was versteckt sich denn für eine Wurst unter den beiden Hälften?«

»Mortadella.«

Ich schaute nach und fand die Worte des Wirts bestätigt. Sie sah etwas frischer aus als der Salat, wenn auch nicht viel.

»Wollen Sie die Sandwiches nun essen oder nicht?«

»Der Hunger wird's reintreiben«, erwiderte ich und biß hinein, während der Wirt verschwand.

Auch die Rocker schoben ihre Teller zusammen. Sie bestellten noch Bier, das der magere Besitzer sehr schnell brachte. Einer der Knaben sagte: »Die Rechnung schicken Sie an die Brents, okay?«

»Sehr wohl, Sir.«

Ich horchte auf und schaute mir den Sprecher etwas genauer an, aber unauffällig. Er war größer als die anderen und hatte sein Haar senfgelb gefärbt. Seine Mähne war nach hinten gekämmt worden.

Die Pomade glänzte auf und zwischen den Strähnen wie frisch eingeschmiert. Das Gesicht kam mir etwas eckig vor. Es zeigte einen arroganten, kalten Ausdruck. Auch die nach unten gezogenen Mundwinkel trugen dazu bei. Dieser Typ war kein normaler Rocker. Bestimmt gehörte er zum Clan der Brents. Ich war gespannt, ob er und

seine Kumpane auch zum Fest erscheinen würden.
Wahrscheinlich hatte ich doch eine Spur zu lange hingeschaut, denn er machte mich an. »Bin ich so interessant?«
»Kaum.«
»Also uninteressant?«
»Auch nicht.«
»Was dann?«
»Gar nichts.«
Er gab keine Antwort. Seine Kumpane scharrten mit den Füßen, weil sie unruhig wurden. Suko räusperte sich leicht, während ich in Ruhe mein Wässerchen trank und der Wirt noch schlechter im Gesicht aussah.
Aber es passierte nichts. Der Rockerchef gab sich vorerst mit der Antwort zufrieden und unterhielt sich mit seinen Leuten. Was er sagte, bekamen wir mit, und es waren verdammt interessante Bemerkungen, die an unsere Ohren gelangten.
»Also, ich sage es noch einmal. Ich habe vorhin eine Tussy gesehen, die so aussah wie eine Ahnherrin von uns. Ihr Bild hängt sogar noch in der ersten Etage.«
»Weshalb hast du sie nicht angemacht?«
»Ging nicht. Die war plötzlich verschwunden.«
Der Frager kaute auf einem Zahnstocher. »Sollen wir sie suchen?«
»Die kommt bestimmt zum Fest.«
»Du bist doch nicht eingeladen.«
»Klar, schwarze Schafe läßt man draußen. Aber wir werden kommen und die Schau abziehen.« Er lachte, die anderen Burschen lachten mit und hörten ebenso abrupt auf wie auch ihr Anführer.
Jetzt drehte er sich auf seinem Stuhl, um Suko und mich fixieren zu können. »Aber ihr geht beide hin, nicht?«
»Wie man sieht«, erwiderte ich.
»Feingemacht.« Er lachte. »Was seid ihr denn für komische Helden? Irgendwelche dummen Politiker, die meinem Onkel aus der Hand fressen und ihm fast die Füße küssen?«
»Nein – Reporter!«
Er schlug zweimal auf seine Schenkel. »Zeitungsschmierer. Auch das noch? Welche Zeitung?«
»Geht Sie das etwas an?« fragte ich.
»Und ob, Mann.«
»Glaube ich kaum.«
Dem Wirt wurde es mulmig. Er stand zwar hinter der Theke, sprach uns aber von dort an. »Bitte, geben Sie den Herren doch Antwort. Sie haben normal und höflich gefragt.«
Der Rockerchef nickte, die anderen grinsten breit und in gewisser Vorfreude. »Da siehst du es, Schmierer. Sogar der Dürre hier hält uns

für höflich.«
Ich hob den Arm. »Was sind wir Ihnen schuldig?«
Der Wirt nannte den Preis. Ich holte das Geld hervor und legte es auf die Tischplatte.
Suko war schon aufgestanden. Er gefiel sich selbst nicht in seinem Smoking, aber auch den anderen nicht. »Sogar einen Chink hat man verkleidet. Der alte Brent ist wirklich großzügig. Alle Achtung.« Der Rocker nickte sich selbst zu.
»Wir sehen uns dann auf dem Fest«, sagte Suko und wollte vorbeigehen. Das aber hatten zwei Typen nicht so gern. Zugleich streckten sie die Beine aus, um Suko stolpern zu lassen.
Damit waren sie bei meinem Freund genau an den Falschen geraten.
So schnell wie Suko handelte, hatten sie wohl noch nie jemand reagieren sehen. Er sprang blitzschnell über die Beine hinweg, drehte sich dann und riß die überraschten Rocker hoch. Er hatte sie an den Kragen ihrer Lederjacke gepackt, knallte sie kurz mit den Köpfen zusammen und schleuderte sie in verschiedene Richtungen quer durch das Lokal. Der eine Typ prallte gegen die Theke, wo er sich seufzend zusammenfaltete. Der zweite rummste gegen die Eingangstür, die glücklicherweise stabil gebaut war. Sie zitterte, aber sie brach nicht zusammen. Der Wirt schaute wie ein Auto, mit scheinwerfergroßen Augen.
Die Rocker sprangen auf, nachdem sie die Überraschung verdaut hatten. Sie jagten blitzartig in die Höhe. Ihr Chef brüllte los, daß sie sich auf Suko stürzen sollten.
Bestimmt wäre Suko auch mit ihnen fertiggeworden, aber keiner von uns wollte, daß der Wirt Kleinholz bekam. Bisher war noch alles glimpflich abgelaufen. Die beiden Rocker, die stöhnend am Boden lagen, würden sich demnächst überlegen, ob sie es noch einmal bei einem Fremden versuchten.
»Hier spielt die Musik, Muchachos!« Ich hatte bewußt locker gesprochen, um die Spannung zu nehmen.
Sie fuhren herum wie die Springbären – und bekamen große Augen, als sie in das dunkle Loch der Beretta-Mündung starrten.
»Jetzt spielt hier die Musik!« erklärte ich ihnen.
Diese Sprache verstanden sie. Der Chef fing an zu grinsen. »War doch nur ein Spaß.«
»Sicher, aber wir spaßen nicht. Komm her!«
»Ich?«
»Wer sonst, verflixt!«
Sein Gesicht bekam einen unsicheren Ausdruck. Er wußte nicht so recht, ob ich es ernst meinte oder nicht. Zwar wollte er grinsen, es wurde nicht mehr als ein Zucken der Mundwinkel daraus.
Ich ging zurück, bis ich wieder den Tisch erreicht hatte. Dort setzte

ich mich auf den Stuhl und winkte mit der Waffe. »Sie können sich mir gegenüber setzen.«

Der Rocker war verwundert. Seine Kumpane, die er hilfesuchend anschaute, sagten auch nichts. Der Wirt hielt sowieso den Mund, und Suko stand wie ein Aufpasser im Hintergrund.

»Oder wollen Sie lieber im Stehen reden?«

»Nein, nein.«

»Dann setzen Sie sich.«

Er ging so vorsichtig, als hätte er sich in die Hose gemacht. Wahrscheinlich überlegte er jetzt, ob wir tatsächlich Polizisten waren. Ich jedenfalls sah keinen Grund für eine Klarstellung.

Das Rücken des Stuhls klang in der Stille sehr laut. Ich hatte meine rechte Hand auf die Tischplatte gelegt. Der Berettalauf zielte über den Tisch hinweg.

»Wenn du versprichst, dich wie ein normaler Mensch zu benehmen, stecke ich die Kanone wieder ein«, schlug ich vor. »Wie ist es? Willst du weiter den wilden Mann spielen?«

»Nein.«

»Okay.« Ich ließ die Beretta verschwinden. Der Rocker entspannte sich ebenso wie seine Kumpane, und ich bestellte eine Runde, das lockerte die Atmosphäre ein wenig.

»Weshalb wolltet ihr Randale machen?« fragte ich.

»Wir mögen keine Zeitungsschmierer.«

»Man soll nicht verallgemeinern. Eine andere Frage. Wie heißt du eigentlich?«

»Brent!«

»Das hatte ich mir schon gedacht. Und der Vorname.«

Er verzog das Gesicht bei seiner Antwort. »Gideon. Man nennt mich Tiger!«

»Das gefällt dir besser.«

»Klar.«

»Und du bist das schwarze Schaf in der Familie?«

Er grinste. »Noch schwärzer. Die wollen mich nicht sehen, ich bin aus der Art geschlagen. Onkel Lucius dreht durch, wenn wir plötzlich bei seiner Fete erscheinen.«

»Das kann ich mir gut vorstellen. Was hast du denn so Schlimmes gemacht?«

»Nichts, ich bin eben anders. Lebe mein eigenes Leben. Was meinen Sie, wie ihn die Rechnung wurmen wird, wenn der Wirt sie ins Schloß schickt. Der dreht durch.«

»Ist es ein Schloß?«

»So jedenfalls nennen wir den Bau. Das ist ja mehr ein Landsitz, aber alle sagen Schloß.«

Der magere Wirt brachte die Getränke. Er hatte eine klare Flüssigkeit

in kleine Gläser gekippt. Ein scharfer Schnaps, wie ich beim Trinken sehr bald feststellte. Das Zeug half auch den beiden angeschlagenen Rockern wieder auf die Beine.

Bisher hatte ich mich nur locker mit Tiger unterhalten. Den Kern der Sache schnitt ich jetzt an. »Ich habe vorhin gehört, daß ihr ein Mädchen anmachen wolltet.«

»War nicht so gemeint«, wiegelte er ab.

»Ich will das mal dahingestellt sein lassen, aber dieses Mädchen, sah es tatsächlich so aus wie eine Ahnherrin aus eurer Familienreihe?«

»Genau so.«

»Was geschah weiter?«

»Na ja, ich hätte mich gern mit der Kleinen unterhalten.« Er trank sein Glas leer, um Zeit fürs Nachdenken zu gewinnen. »Aber plötzlich war sie weg. Als hätte sie sich in Luft aufgelöst. Einfach verschwunden.«

»Habt ihr denn nach ihr gesucht?«

»Klar, aber nicht erwischt.«

»Das ist Pech.«

»Kann man wohl sagen.«

»Wie läuft es weiter ab?«

Er grinste schief. »Wir werden dem Fest einen Besuch abstatten. Schließlich gehöre ich auch zur Familie. Zwar bin ich das schwarze Schaf, aber direkt ausgestoßen hat man mich nicht, Sie verstehen?«

»Klar. Allerdings frage ich mich, was passiert, wenn die Aufpasser ihres Onkels euch auftauchen sehen. Das kann zu einem schweren Ärger kommen. Die Männer sind bestimmt bewaffnet. Es kommt niemand ohne Einladung hinein.«

Der Rocker senkte den Kopf. »Daran habe ich nicht gedacht. Allerdings müßte er wissen, daß ich komme. Andere werden es Lucius gesteckt haben. Ich hatte ihnen zuvor Bescheid gegeben.«

»Es ist euer Problem. Ich jedenfalls würde es nicht machen. Ach, eine Frage noch. Wo habt ihr denn das Mädchen gesehen, das dem Porträt so ähnelt?«

»Auf dem Weg zum Schloß.«

»Gehst du davon aus, daß sie die Feier besuchen will?«

»Aber sicher.«

»Dann werden wir sie ja auch sehen. Sollen wir ihr einen Gruß von euch bestellen?«

»Nein, danke, das mache ich lieber selbst.« Er strich über sein Haar. »Sonst noch was?«

Ich nickte, und mein Gesichtsausdruck war dabei sehr ernst. »Ja, da ist noch etwas. Ihr solltet in Zukunft verdammt vorsichtig sein, Freunde. Wenn es geht, laßt die Finger von der Kleinen. Es sei denn, ihr wollt sie euch verbrennen.«

»Wollen Sie sie haben?«
Ich lachte. »Nein, das nicht. Du solltest meine Warnung anders verstehen. Diese Person kann gefährlich werden.«
Tiger Brent lehnte sich zurück. »Wie gefährlich denn?«
Ich hatte kein Interesse, näher darauf einzugehen. »Beherzigt meine Warnung, Kameraden, mehr kann ich euch nicht sagen.«
Nach diesen Worten stand ich auf, verfolgt von den Blicken der Rocker. »Was habe ich zu zahlen?«
Der Wirt schüttelte den Kopf. »Nichts, Sir, die Runde geht auf Kosten des Hauses.«
»Danke.«
An der Tür drehten Suko und ich uns noch einmal um. Die Rocker saßen da wie die Ölgötzen und wußten nicht, was sie noch sagen sollten. Meine warnenden Worte schienen sie beeindruckt zu haben.
Noch vor dem Einsteigen fragte Suko: »War sie das?«
»Klar.« Ich schloß die rechte Tür auf. »Sie ist als Zombie zurückgekehrt. Und ein Zombie kann manchmal schlimmer sein als zehn von dieser verdammten Sorte…«

***

Lady Eleonore Brent war die »grande dame« der Familie und des Brentschen Imperiums. Die Frau im Hintergrund, stets lächelnd, stets präsent, eine Person, auf die sich Sir Lucius immer verlassen konnte. Zusammen mit ihr hatte er sein Imperium aufgebaut, sie waren gemeinsam jung gewesen und zusammen älter geworden.
Zwei Kinder gehörten ebenfalls zur Familie. Martin, der fünfundzwanzigjährige Sohn, der einmal den Laden übernehmen sollte, aber längst noch nicht soweit war, und Susan, die Tochter, zwei Jahre jünger als ihr Bruder.
Ein Mädchen, das ihr Leben genießen wollte. In London gehörte Susan zu den Partygrößen. Sie ließ nichts anbrennen, und sie war eigentlich das Sorgenkind der Brents, während Martin, ein ruhiger, junger Mann sich auf seine zukünftige Aufgabe vorbereitete.
Auf dem Fest würden sie beide erscheinen, ebenso wie Matthew Brent, der Bruder mit seiner Frau Ginger. Sie war zwanzig Jahre jünger als ihr Mann und seine zweite Gattin. Ein Temperamentsbündel, eine Frau, die das Leben nahm, wie es kam, was Matthew schon des öfteren gestört hatte. Aber er litt schweigend unter den Eskapaden seiner Frau.
An die Familien-Konstellation dachte Eleonore Brent, als sie in ihrem Ankleidezimmer vor dem großen Wandspiegel saß und sich darin betrachtete.
Ja, sie sah für ihre 52 Jahre noch sehr gut aus. Keine Falten, ein dezentes Make-up, vielleicht ein wenig zu scharfe Züge im Gesicht,

aber das war angeboren. Das Haar hatte sie kurz und raffiniert schneiden lassen. Es besaß eine gewisse Bleichheit, war aber auch von dunkleren Strähnen durchzogen, die dem Kopfschmuck das gewisse Etwas gaben.

Eleonore Brent hatte sich für einen blassen Lippenstift entschieden. Sie legte auch keinen protzigen Schmuck an, sondern hatte sich für das etwas weich wirkende Platin entschieden. Die Kette und das Armband bestanden aus diesem seltenen und kostbaren Edelmetall.

Das Kleid aus kostbarem Chintz und ganz in Weiß gehalten, damit es vom satten Grün des Rasens abstach, umwehte sie wie ein Traum.

Als kleinen Kontrast hatte sie in ihr Haar zwei rote Spangen gesteckt, ein Blickfang, mehr nicht.

Es klopfte.

Eleonore Brent drehte sich nicht um. Im Spiegel konnte sie die Tür sehen.

Sie wurde aufgedrückt. Ein Dienstmädchen erschien. Die Kleine trug ein schwarzes Kleid und dazu eine weiße Schürze. Sie hieß Claudia und war allein für Lady Brent abgestellt.

»Madam, kann ich noch etwas für Sie tun?«

»Nein, Claudia, es ist alles in Ordnung.«

»Auch die Kleidung, Madam? Sind Sie zufrieden?«

»Hundertprozentig.« Jetzt drehte sich Mrs. Brent doch um. »Aber ich hätte noch einige Fragen, Claudia.«

»Bitte, Madam.«

»Wie sieht es draußen aus?«

»Es läuft alles bestens. Sir Lucius persönlich hat die Kontrolle übernommen. Das Zelt ist aufgebaut worden, die Küchenbrigade ist angekommen, die Getränke stehen bereit, die Kapelle ebenfalls, die Kühlung ist in Ordnung, das Licht auch, der Park zeigt einen prächtigen Blumenschmuck, und die Sonne ist hervorgekommen.«

Als Lady Eleonore Claudias frisches Lächeln sah, da konnte sie nicht anders und lächelte ebenfalls. »Da haben wir wirklich Glück gehabt. Es steht einem gelungenen Fest nichts im Wege.«

»Nein, Madam.«

»Wie ist es mit den Gästen?«

»Sie sind wohl pünktlich, Madam. Bisher habe ich nur die Sicherheitsbeamten gesehen.«

»Ja, so soll das sein. Wir hatten fünfzehn Uhr festgelegt. Dann muß ich mit meinem Mann an einem bestimmten Platz stehen und jeden Gast begrüßen. Das wird anstrengend.«

Claudia nickte. »Wollen Sie sich nicht zuvor noch etwas ausruhen, Madam?«

»Das ist keine schlechte Idee.«

»Ich werde Sir Lucius Bescheid geben, daß ich Sie eine Viertelstunde

zuvor wecke.«

Eleonore Brent nickte und stand auf.

Über die blauen Seidenteppiche aus China schritt sie zu ihrem Lieblingssessel und nahm darin Platz.

»Wenn Sie noch einen Wunsch haben, Madam…«

»Nein, danke. Ich möchte nur ruhen.«

»Sehr wohl, Madam.« Claudia knickste noch, wie man es früher getan hatte. Danach verließ sie den großen Raum und schloß die Tür leise hinter sich zu.

Sie trat auf den breiten Gang, an dessen mit Stofftapeten bespannten Wänden die prächtigen Gemälde der Ahnengalerie hingen. Es waren Männer und Frauen darunter, manche alt, andere wieder jung, die einen blickten freundlich, die anderen finster. Es kam auch auf die Zeit an, in der die Menschen gelebt hatten.

Auch der Gang war mit kostbaren Teppichen belegt. Er schluckte die Schrittgeräusche. Claudia lief mit raschen Schritten auf die Treppe zu, sie hatte noch in der Küche zu tun.

Daß sie dabei beobachtet wurde, merkte sie nicht. Es waren zwei kalte Augen, die zu einem bleichen Gesicht gehörten und das von einem dunklen Haarkranz umgeben war.

Madeline befand sich bereits im Haus…

Davon aber ahnte Mrs. Brent nichts. Sie merkte auch nicht, daß sich die Untote der Tür ihres Zimmers näherte. Claudias Rat war gut gewesen. Eleonore Brent hatte kaum im Sessel ihren Platz gefunden, als sie die Müdigkeit schon übermannt hatte und sie eingeschlafen war.

Es war ein regelrechter Tiefschlaf, ein Wegsacken wie in einen dunklen Schacht.

Sie merkte nichts mehr. Sie hörte nichts und sah auch nicht, daß sich die Klinke der Tür bewegte.

Madeline kam…

Sie hatte die Tür nur so weit geöffnet, daß sie sich hindurchschieben konnte. Noch immer trug sie die gleiche Kleidung. Jetzt allerdings zeigte der Stoff große Schmutzflecken. Ein Andenken an die Schiffsreise auf dem Frachter.

Madeline drückte die Tür wieder ins Schloß. Kein Laut entstand, als sie auf Lady Eleonore zuging, die in einem tiefen Schlaf versunken war. Sie hatte den Kopf auf die gepolsterte Kante der Rückenlehne gelegt, ihr Mund stand halb offen. Mit den Atemgeräuschen drangen auch leise Schnarchtöne über die Lippen.

Madeline ging direkt auf sie zu und blieb dicht vor der schlafenden Frau stehen.

Die Untote mit dem bleichen Gesicht und der wilden Haarpracht beugte sich noch etwas vor. Dabei hob sie die Arme an und spreizte

die Hände. Es sah so aus, als wollte sie die Frau erwürgen.

Bevor sich die gespreizten Klauen um den Hals der Lady legten, zuckten sie wieder zurück. Soweit wollte die Untote doch nicht gehen, sie besaß andere Pläne.

Mit den Spitzen ihrer kalten Totenfinger strich sie über die dünne Haut am Hals der schlafenden Frau. Zuerst regte sich die Lady nicht, bei der zweiten Berührung schrak sie zusammen, und bei der dritten öffnete sie die Augen.

Gleichzeitig trat Madeline zurück.

Eleonore Brent seufzte. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen.

Vielleicht hatte sie einen besonders schönen Traum gehabt. Sie schaute zwar, sah, aber sie nahm die Person nicht sofort wahr.

Dennoch sprach sie einen Namen aus, allerdings den falschen.

»Claudia?«

Madeline hatte das Wort gehört. Sie schüttelte den Kopf und blieb ansonsten stumm.

Wird ein Mensch aus dem Tiefschlaf gerissen, so dauert es eine Weile, bis er sich in der normalen Umgebung zurechtfindet und auch wieder klar denken kann.

Das war auch bei Eleonore der Fall. »Wer… wer sind Sie?« fragte sie. »Ich habe Sie hier nicht gesehen. Gehören Sie zu den Gästen? Und Ihr Kleid, es ist so schmutzig. Sind Sie gefallen?«

Madeline schüttelte den Kopf.

»Wer sind Sie?«

Wieder bekam Mrs. Brent keine Antwort.

Die Lady atmete tief ein. Sie setzte sich aufrecht hin, plötzlich gefiel ihr die Haltung nicht mehr. Sie zwinkerte mit den Augen und starrte Madeline an.

Diese Person war eine Fremde, das stimmte. Nur kam sie ihr nicht so fremd- vor. Eleonore Brent hatte das Gefühl, dieser Person schon einmal begegnet zu sein.

Das Gesicht war bekannt, der Ausdruck der dunklen Augen, der Mund mit den geschwungenen Lippen, die hohe Stirn, die blaß wirkende Haut. Ja, sie war eine schöne, junge Frau.

»Wer?« fragte sie.

Zum erstenmal bekam sie eine Antwort. Die junge Frau sprach leise. Die Stimme war nicht mehr als ein Hauch. »Ich bin Madeline, du mußt mich kennen…«

Eleonore lauschte den Worten und auch dem Klang der Stimme nach. Sie hatte sich so angehört, als wäre sie woanders hergekommen, aus einer fremden, fernen Welt.

Leicht hallend…

»Ich kenne keine Madeline.«

»Doch, die kennst du.«

Mrs. Brent nickte. »Ja, irgendwie kommen Sie mir auch bekannt vor. Das stimmt. Ich habe Sie schon mal gesehen.«

»Nicht nur einmal, sehr oft.«

»Und wo?«

»Hier!«

Eleonore Brent zog die glatte Stirn kraus und hob die Brauen.

Mehr tat sie nicht, weil sie auf eine weitere Erklärung der jungen Frau wartete. Manchmal hatte sie das Gefühl, einen Traum zu erleben. Das konnte einfach nicht wahr sein, und es störte Eleonore nicht einmal, daß die Fremde sie duzte.

»Hier?« wiederholte sie.

»Ja…«

Mrs. Brent dachte nach. Sie schaute ihre Besucherin an, tastete das Gesicht sehr genau ab, suchte nach Erkennungsmerkmalen, nach Spuren, doch die Erinnerung wollte einfach nicht kommen. »Nein, ich habe dich hier noch nicht gesehen. Du bist nie Gast in unserem Hause gewesen, bei keinem Fest.« Sie hob die Schultern. »Ich müßte mich erinnern.«

»Ich war immer hier.«

Lady Eleonore wollte lachen, es gelang ihr nicht. Zudem zeigte sie sich etwas erschreckt über den Ernst in der Stimme dieser jungen Person. Die gab sich so sicher, und das war beileibe nicht gespielt.

»Immer hier?« sinnierte Eleonore. Ihre Augen verengten sich ein wenig. Das intensive Nachdenken strenge sie an. »Ja, ich habe den Eindruck, daß du mir irgendwie bekannt vorkommst.« Sie nickte in Madelines Richtung. »Nicht nur bekannt, auch vertraut.«

»Das ist möglich!«

Mrs. Brent holte tief Luft. Danach stand sie so heftig auf, daß Schwindel sie erfaßte. Sie ging so weit vor, bis sie der Besucherin gegenüber stand.

»Bleibst du noch?«

»Und ob.«

»Ich komme gleich wieder.« Mrs. Brent hatte es plötzlich sehr eilig.

Mit langen Schritten durchquerte sie den großen Raum, öffnete die Tür und trat hinaus auf den Gang, wo die Bilder der Ahnen an den Wänden hingen. Im ersten Augenblick zeigte sie sich irritiert. Sie fand sich nicht mehr zurecht. Sollte sie nach rechts gehen oder zuerst nach links? Sie entschied sich für die linke Seite.

Sehr gemächlich lief sie an der Reihe der Bilder entlang, obwohl ihr Inneres vor Spannung vibrierte.

Männer- und Frauenporträts wechselten sich ab. Ältere und jüngere waren dabei.

Jüngere?

Bei diesem Gedankengang stockte und stoppte sie. Plötzlich wußte

Eleonore Brent Bescheid. Es fiel ihr von den Augen wie Schuppen.
Sie brauchte nur wenige Schritte zu laufen.
Es war das zweite Porträt vom Ende der Treppe aus gesehen.
Mit klopfendem Herzen und zitternden Knien blieb sie davor stehen. Ihre Augen weiteten sich, als sie das hübsche Frauengesicht vom Bild her anschaute.
Der etwas lächelnde Mund, die Augen, die Form des Gesichts, die Pracht der Haare, alles stimmte genau überein.
Ja, das war sie.
Ihre Vorfahrin, Ahnherr in oder was immer.
Madeline Brent!

***

Die Knie der Frau weichten auf. Eleonore konnte sich nicht mehr halten. Schwindel überkam sie. Plötzlich drehte sich das Bild vor ihren Augen. Sie kippte zurück und damit in die volle Breite des Gangs hinein, und sie wäre gefallen, wenn nicht jemand dagewesen wäre, der seine Arme ausgestreckt hätte, um sie aufzufangen.
Es waren kalte Finger, die sie abstützten. Das spürte sie durch den Stoff des Kleides, aber sie dachte darüber nicht mehr länger nach.
Wichtig war, daß sie gehalten wurde.
Madeline befand sich dicht hinter ihr. Sie drückte ihren Kopf so weit vor, daß sich die Lippen der jungen Frau nicht mehr weit von ihrem Ohr entfernt befanden.
»Hast du es gesehen?«
Eleonore nickte. Sie wußte nicht, auf wen sie sich konzentrieren sollte. Auf das Bild oder auf die hinter ihr stehende Person, die jetzt so dicht bei ihr war, daß sie sie riechen konnte. Parfümduft wurde von Modergestank überlagert, als hätte die junge Frau zu lange in feuchten Räumen verbracht. Mrs. Brent schob diesen ersten Eindruck zur Seite, weil sie sich auf Madeline konzentrieren wollte.
»Du… du kannst es nicht sein!« flüsterte sie. »Du bist gestorben, das weiß ich. Diese Madeline Brent war schlecht, ein Schandfleck in der Ahnenreihe. Ihr Porträt hängt nur deshalb bei uns, weil diese Person so schön war. Eine schöne Bestie …«
»Ich bin Madeline Brent!«
»Die Tote?« Eleonore wollte lachen, aber das blieb ihr im Halse stecken.
»Wer sonst?«
»Nein!« flüsterte die Frau. »Bitte, ich möchte nicht, daß man mich derart belügt. Das stimmt doch nicht. Es ist nicht wahr. Die Tote ist tot. Sie kann nicht leben, du kannst es nicht sein…«
»Ich bin aber zurückgekehrt. Ja, ich, Madeline Brent, bin zurückgekommen, weil ich nicht sterben konnte. Ich werde

weitermachen. Weißt du, ich liebe die Leichen. Ich bin gekommen, um an eurem Fest teilzunehmen, aber auf meine Art und Weise.«

Unter dem Druck der kalten Hände hatte Eleonore das Gefühl, allmählich zu versteinern. Auch ihre Stimme hatte einen völlig anderen Klang bekommen. »Hör auf«, sagte sie. »Ich will so etwas nicht hören. Damals hat Madeline Brent genügend Unglück über die Familie gebracht. Sie war blutrünstig, sie hatte sich, so schreibt es die Familienchronik, Salome als Vorbild genommen. Auch sie wollte die Köpfe ihrer Liebhaber…«

»Stimmt genau. Vier Liebhaber, vier Köpfe!«

»Und wo, und wieso?«

Der Druck der Hände löste sich von Eleonores Hüften. »Bleib stehen«, flüstere die unheimliche Besucherin. »Bleib dort stehen, wo du gerade bist. Rühr dich nicht und dreh dich erst um, wenn ich es sage. Hast du verstanden?«

»Ja.«

Es ist Wahnsinn, dachte Mrs. Brent. Verrückt und irre! Da kommt jemand, der aussieht wie eine Ahnherrin von mir und behauptet, dieselbe zu sein. So etwas kann nicht angehen. Wer tot ist, kehrt nicht mehr zurück, da will sich jemand einen Scherz erlauben, einen sehr makabren sogar.

Sie gehorchte und blieb in ihrer steifen Haltung, den Blick auf das Gemälde gerichtet. Jetzt interessierten sie besonders die Augen. Ja, sie waren wunderbar. Herrlich dunkle Pupillen, in denen ein Geheimnis verborgen liegen mußte.

Niemand sah diesem Gesicht an, welche Mordgedanken sich hinter der glatten Stirn abspielten.

Hinter ihr raschelte es. Zuerst konnte sich Mrs. Brent keinen Reim darauf machen, bis ihr einfiel, daß dieses Geräusch deshalb entstehen konnte, weil jemand aus seinen Kleidern schlüpfte.

Ja, das war möglich…

»Jetzt kannst du dich umdrehen, liebe Nachfahrin!«

Eleonore zögerte noch. Sie schluckte, sie zwinkerte mit den Augen.

Auf ihrer Stirn spürte sie den kalten Schweiß, die Gänsehaut lief über den Rücken.

»Dreh dich um!«

Sie tat es!

Es war kein Traum, obwohl sie sich die Szene gewünscht hätte.

Vor ihr stand Madeline Brent und hatte das Kleid zu Boden fallen lassen. Sie stand nackt da, präsentierte ihren schlanken Körper.

Das alles nahm Eleonore nur wie nebenbei wahr. Das Eigentliche an diesem Körper erwischte sie wie ein Hammerschlag.

Unter der Haut, beginnend am Hals und am Bauch endend, sah sie vier Männerköpfe mit weit aufgerissenen Mündern.

Es war einfach zuviel.
Sie konnte den Eindruck nicht mehr verkraften. Alles drehte sich vor ihren Augen, und diesmal war niemand da, der sie abstützte, als sie auf den Teppich schlug.
Madeline Brent aber lachte leise. Den ersten Schock hatte sie verteilt. Andere würden folgen.
Viel schlimmere…
Gemächlich streifte sie wieder ihr Kleid hoch und verdeckte die Blöße.
Ebenso ungesehen, wie sie gekommen war, verschwand sie auch wieder…

***

Jemand hatte Eleonore Brent auf das Sofa gebettet, denn als sie die Augen aufschlug, spürte sie das weiche Polster unter ihrem Rücken und sah ein verschwommenes Männergesicht über dem ihren. Nur allmählich kristallisierten sich die Züge hervor, so daß Mrs. Brent ihren eigenen Ehemann Lucius erkannte.
»Endlich, du bist wieder wach.«
Erleichterung klang aus der Stimme des Mannes.
Seine Gattin reagierte noch nicht. Sie blieb liegen und atmete den Geruch des Gases ein, das aus der Öffnung des kleinen Riechfläschchens drang. Claudia hielt es ihr unter die Nase, und es zeigte einen spürbaren Erfolg, denn Mrs. Brent merkte, daß ihr Kopf allmählich frei wurde und sie wieder klarer denken konnte.
Als sie sich aufrichtete, griffen Ihr Mann und Claudia zu. »Vorsichtig«, sagte Lucius, »du darfst dich nicht überanstrengen.«
»Ach, es ist schon nichts.«
»Das sagst du. Aber Claudia hat dich im Flur liegend ohnmächtig gefunden.«
»Unter dem Bild, wie?«
»Ja.«
Eleonore nickte. Nach zwei Bewegungen stellte sie es ein, wegen der Schmerzen.
»Soll ich einen Eisbeutel holen, Madam?« erkundigte sich Claudia voller Sorge.
»Nein, danke, ich komme so zurecht. Sie können uns jetzt allein lassen, Claudia.«
»Sehr wohl, Madam.«
Sie ging. Eleonore wartete, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hatte. Lucius Brent holte einen Stuhl herbei, stellte ihn vor die Couch und setzte sich.
Er war ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit schwarzgrauen Haaren, die an eine wilde Mähne erinnerten. Auf dem

kräftigen Nasenrücken saß eine dunkle Hornbrille mit viereckigen Gläsern. Der Mann strahlte Energie und Tatkraft aus, nun aber war er so weich wie Wachs, als er in das blasse Gesicht seiner Frau schaute.

»Ich wollte vor Claudia nicht reden«, sagte sie.

»Verstehe ich. Was ist geschehen?«

»Wir haben Besuch bekommen.«

Lucius Brent lächelte. »Ja, heute geben wir ein Fest. Wir werden noch viele Gäste haben.«

»So meine ich das nicht. Es ist jemand gekommen, den wir nicht eingeladen haben und der eigentlich gar nicht hätte kommen dürfen. Verstehst du das?«

»Nein.«

»Gut, ich sage es anders. Eine Tote kam mich besuchen. Madeline Brent, unsere Ahnherrin, die gleichzeitig einen Schandfleck der Familie darstellte.«

Sir Lucius sagte nichts. Er schaute seine Frau nur an. Der Blick sprach Bände. Er hielt Eleonore für eine Lügnerin. Tief holte er Luft.

»Weißt du, Mädchen.« Das sagte er manchmal, weil er es von früher her kannte. »Du hast dir wahrscheinlich in der letzten Zeit zuviel vorgenommen. Die Vorbereitungen des Festes sind nicht spurlos an dir vorübergegangen. Es war auch ein harter Streß. Da kann man sich schon mal etwas einbilden. So etwas ist nicht weiter tragisch…«

»Ich habe mir nichts eingebildet. Diese tote Ahnherrin ist nicht in Wirklichkeit tot. Sie lebt, Lucius, glaub mir das. Sie ist hier ins Zimmer gekommen und hat mit mir gesprochen. Sie… sie ist eine lebende Leiche.«

Lucius wollte lächeln. Nicht einmal ein Grinsen wurde daraus. Er konnte nur den Mund verziehen.

»Unsinn, Mädchen…«

»Es war so!«

Brent erschrak über die Stimme seiner Frau. Wenn sie diesen metallisch klingenden Ton bekommen hatte, steckte sehr viel dahinter, und zwar die Wahrheit.

»Aber Claudia hat dich im Flur gefunden und mich dann sofort gerufen.«

»Natürlich.«

»Das begreife ich nicht.«

»Madeline Brent nahm mich mit in den Flur. Das ist alles. Ich sah sie hier im Zimmer, unterhielt mich mit ihr und fragte mich, wo ich sie schon einmal gesehen haben könnte. Ich habe lange überlegt, dann fiel es mir ein. Ich lief in den Gang, blieb vor dem Bild stehen und sah die frappierende Ähnlichkeit. Nein, nicht ähnlich. Die beiden waren identisch. Kannst du das verstehen? Identisch!«

»Unmöglich!«

»Nichts ist unmöglich, Lucius, überhaupt nichts. Sie tat dann noch etwas. Madeline zog sich aus. Sie streifte die Kleider vom Körper, so daß ich sie nackt anschauen mußte.«

»Dann bist du in Ohnmacht gefallen?« folgerte der Mann messerscharf und lächelte dabei.

»Ja, Lucius, so war es. Ich bin aber nicht ohnmächtig geworden, weil mich der jugendliche Körper gestört hatte, es waren vielmehr die vier Köpfe, die sich unter der etwas dünnen Haut abmalten.«

»Vier Köpfe?« Lucius Brent verzog die Lippen.

»So ist es.«

»Das soll ich dir glauben?«

»Weil es stimmt.«

»Und wie kommen die Köpfe unter die Haut und in den Körper hinein. Wie, zum Henker?«

»Das weiß ich nicht, aber sie waren da!«

Lucius Brent stand auf und hob die Schultern. »Es tut mir leid, Eleonore, aber ich kann dir kein Wort glauben. Eine Tote, die lebt, die zudem mit vier Köpfen innerhalb ihres Körpers bestückt ist – nein, das ist einfach nicht drin. Das hast du dir doch eingebildet. Ich will dir ja nichts nachsagen, meine Liebe, aber…«

»Ich weiß, daß es unglaublich klingt. Es ist aber so. Du mußt mir vertrauen.«

Ihr Mann nickte. »Ich nehme dir ja ab, daß du eine Person gesehen hast, die unserer Ahnherrin Madeline ähnelt, aber vier Köpfe unter der Haut sind doch etwas viel.«

»Ich wußte, daß man mir keinen Glauben schenkt«, sagte die Frau.

»Es ist auch schwer…«

»Weshalb diese vier Schädel?«

»Das ist ganz einfach, Lucius. Wenn du dich an unsere Familienchronik erinnerst, so wirst du gelesen haben, daß Madeline Brent eine Bestie mit dem Gesicht eines Engels war. Sie hat vier Liebhaber besessen und hat diese vier Männer köpfen lassen. Der Chronik nach zu urteilen, soll sie die Salome stark verehrt haben.«

»Geschichten, Legenden.«

»Die für mich jetzt zur Tatsache geworden sind, Lucius. Da kannst du sagen, was du willst.«

»Gesetzt den Fall, alles stimmt. Wo hält sich diese Madeline jetzt auf?«

»Das weiß ich nicht. Aber sie ist bestimmt nicht gegangen. Wie ich sie einschätzte, wird sie auf unserem Fest bleiben wollen.«

»Und sich weitere Opfer holen, wie?«

Eleonore preßte ihre Handflächen gegeneinander und wurde noch blasser. »Mal den Teufel nicht an die Wand, Lucius, damit rechne ich leider auch noch.«

»Aber ich nicht…«

Das Telefon meldete sich mit einem angenehm klingenden Geräusch. Wie Glockenklang schwangen die Töne durch den Raum.

Der Apparat paßte sich der allgemeinen Zimmereinrichtung an. Er besaß noch die alte, hohe, kastenähnliche Form und war mit Kirschbaumholz verkleidet worden.

»Entschuldige«, sagte Lucius, hob ab, lauschte und sagte zweimal ein Ja, natürlich.

»Wer war es denn?«

Brent drehte sich um. »Der Wärter am Parkeingang. Er meldete die ersten Wagen. Ich muß leider…«

»Ja, geh nur.«

»Soll ich dich entschuldigen?«

Eleonore überlegte. »Nicht die gesamte Zeit über«, sagte sie nach einer Weile des Nachdenkens. »Ich möchte mich jetzt etwas frisch machen. Später komme ich nach.«

»Das ist verständlich.« Er beugte sich zu ihr nieder und hauchte ihr einen Kuß auf die Wange. »Sollte irgend etwas sein, ich bin sofort zur Stelle.«

»Das weiß ich doch. Sind die Kinder schon da?«

»Nein, die wollen erst gegen Abend kommen.«

»Viel Spaß.«

Er lächelte kantig. »Spaß ist gut. Es wird doch anstrengend werden. Aber das geht auch vorbei.«

Mrs. Brent wartete noch, bis ihr Mann verschwunden war, dann betrat sie das geräumige angrenzende Bad und lehnte sich für einen Moment mit dem Rücken gegen die kühlen Fliesen aus wertvollem Marmor.

Hatte sie einen Fehler gemacht? Hätte sie nichts sagen sollen?

Oder hatte sie tatsächlich eine Halluzination erlebt?

Möglich war es. Dennoch, die lebende Tote war gekommen. Sie hatte Eleonore sogar angefaßt. Noch jetzt bekam sie einen Schauer, wenn sie an die kalten Totenhände dachte.

An der Wand hing ebenfalls ein Telefon. Sie tippte eine dreistellige Nummer, das Zeichen für Claudia.

Sehr schnell war das Mädchen bei ihr. »Ich bin im Bad, Claudia.«

»Geht es Ihnen nicht gut, Madam?«

Mrs. Brent lächelte. »Doch, schon. Das heißt, einigermaßen. Ich möchte mich frisch machen. Bitte holen Sie mir ein anderes Kleid. Nehmen sie das hellblaue.«

»Natürlich, Madam. Sonst noch etwas?«

»Vielleicht zwei Tabletten gegen die Kopfschmerzen.«

»Auch das werde ich besorgen.«

»Sie haben nichts gesehen – oder?« erkundigte sie Eleonore Brent wie

nebenbei.

»Was meinen Sie damit, Madam?«

»Ich denke da an eine junge Frau in Ihrem Alter, Claudia. Schwarzhaarig und sehr schön.«

»Eine Besucherin, Madam?«

»Nein, nicht direkt. Auch keine Fremde, wie man es vielleicht annehmen könnte. Sie weist eine frappierende Ähnlichkeit mit Madeline Brent auf, die auf dem Gemälde in der Ahnengalerie zu sehen ist.«

»Tut mir leid, Madam. Diese Frau wäre mir bestimmt aufgefallen.«

»Danke, Claudia.«

Das Mädchen ging, und Mrs. Brent hob die Schultern. Wie kann ich den anderen nur beweisen, daß ich keiner Halluzination erlegen bin, dachte sie. Eine Lösung wußte sie auch nicht.

***

Das Anwesen war ein Traum!

Allerdings einer, den man sich nur leisten konnte, wenn man genügend Bares zur Verfügung hatte. Und das kam weder bei Suko noch bei mir in Frage.

Ob Sir James bereits eingetroffen war und die beiden Conollys ebenfalls, wußten wir nicht. Wir fragten auch nicht die beiden uniformierten Kollegen die zu unserem Wagen kamen, freundlich lächelten und hinter ihrem Rücken das weiß gestrichene Gittertor der Parkbegrenzung wußten. Das Land davor gehörte ebenfalls den Brents, aber dieser Park war eben die eigentliche Zentrale.

Sie traten von zwei Seiten an unseren Wagen, grinsten eher wölfisch als höflich und erkundigten sich mit frostigen Stimmen nach unseren Legitimationen.

Die zeigten wir ihnen auch. Es waren nicht die normalen Gästekarten. Sir James hatte uns andere besorgt.

Einer der Knaben verschwand durch das Tor und betrat ein kleines Wächterhaus. Dort telefonierte er, was wir durch die Scheibe genau sehen konnten. Er nickte sogar einige Male, kam zurück und gab uns die Karten wieder.

»Ihr könnt durchfahren.«

»Wie großzügig, Meister.«

Der Knabe wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er hielt sich zurück und sagte nichts.

Ich fuhr langsam an. Die beiden Aufpasser schauten uns nach. Der Uniformierte im Wächterhaus grüßte zackig und deutete auf ein Schild, das wir bestimmt nicht übersehen hätten.

Es führte zu einem gewundenen Weg, der dort endete, wo sich ein großer Parkplatz befand.

Vom Haus sahen wir noch nichts. Ein Waldstück deckte die Sicht ab. Der Parkplatz stand schon ziemlich voll. Wer hier anrollte, brauchte seinen Wagen nicht selbst abzustellen. Zwei junge Männer nahmen ihm die lästige Pflicht ab.

Wir fuhren einen vier Jahre alten Dienstrover, einen Wagen, der auffiel zwischen all den Nobelkarossen, die hier ihre Plätze gefunden hatten. Mercedes, Rolls Royce, die ganz teuren Bentleys, auch einige Sportflitzer wie Porsche und italienische Fabrikate. Die Brents hatten alles eingeladen, was Rang, Geld und Namen besaß.

Als wir anrollten, mußten wir den Rover selbst in die Parklücke bugsieren. Bei einem solchen Fahrzeug gaben sich die angeheuerten jungen Männer keine Mühe.

Wir quetschten uns in die hinterste Ecke, wo sich die dicht belaubten Zweige einer Kastanie schützend über das Wagendach breiteten.

Trinkgeld bekamen die Knaben nicht. Sie hätten sich wohl auch gewundert, wenn es anders gewesen wäre.

»Der Weg ist ausgeschildert!« rief man uns zu.

»Ja, wir können lesen«, sagte Suko. Schon im Wagen hatte er an seiner Jacke herumgezupft und dabei ein Gesicht gemacht, als hätte er Essigwasser getrunken. Ich hatte über ihn innerlich grinsen müssen.

Die Kerle am Tor waren nicht die einzigen Aufpasser gewesen.

Überall standen die Uniformierten verteilt und bedachten auch uns mit argwöhnischen Blicken.

Man hatte die Wege mit kleinen, weißen Kieselsteinen bestreut und sie frisch geharkt. Unsere Schritte knirschten leise, als wir den Wald umrundeten und endlich freie Sicht hatten.

Vor uns breitete sich ein prächtiges Areal aus. Ein wunderbarer Rasen, der einen Golfspieler hätte jubeln lassen. Im Hintergrund stand das breite, prächtige Herrenhaus.

Es stand dort wie eine Filmkulisse unter einem strahlend blauen Himmel, von dem sich der Sonnenschein ausbreitete und die Landschaft warm und herrlich übergoß.

Ein Bild, das auch uns beeindruckte.

Die Rasenfläche wurde aufgelockert durch kleine Buschgruppen oder Bauminseln. Fahnen, Wimpel und Girlanden gaben der Kulisse einen bunten Touch. Das große Zelt leuchtete in einem rot und weiß gestreiften Tuch.

Die Stühle und Bänke stachen in ihrer weißen Lackfarbe ebenfalls vom satten Grün des Rasens ab, ebenso wie die zahlreichen Gäste, wobei die Herren eher konventionell gekleidet waren und ihre Damen in großer Garderobe ausführten. Man trug eben, was sich die bekannten Modeschöpfer wieder hatten einfallen lassen.

Wir standen noch zu weit entfernt, um bekannte auszumachen.

Suko zupfte wieder an seiner Jacke herum. »Dann wollen wir mal«,

sagte er. Der Inspektor kam mir vor wie ein Torero, der sich in den Kampf stürzen wollte.

»Und wohin zuerst?«

»Ins Zelt. Mir liegt noch dieses komische Sandwich quer.«

»Ich habe nichts dagegen.«

Die Strecke bis zu unserem anvisierten Ziel gleicht fast einem Spießrutenlaufen.

Die Gäste standen herum, unterhielten sich, lachten, aber sie beobachteten auch. Jeder, der in der Nähe vorbeiging, wurde blitzschnell unter die Lupe genommen. Darin hatten gewisse Typen schon Routine. Sie schätzten ab, sie lächelten oder verzogen das Gesicht, je nachdem, wie die anderen eingeschätzt wurden.

Bei uns lächelte kaum jemand. Da waren die Blicke eher mißtrauisch und prüfend, auch was unsere Kleidung anging, die ja nicht den modernsten Schnitt besaß. In diesen Kreisen waren wir eben nicht bekannt. Damit konnten wir leben.

Dann sahen wir Sir James. Er stand zusammen mit einigen Männern, die ohne ihre Damen gekommen waren oder sie hatten sie abseits stehenlassen. Die Knaben sahen aus, als gehörten sie allesamt in die höhere Beamtenkategorie. Sie wirkten verstaubt, trocken, überhaupt nicht cool oder locker.

Sir James hielt wie immer sein Glas mit kohlensäurefreiem Wasser in der Hand. Er sah uns, stutzte für einen Moment und sonderte sich von der Gruppe ab. Völlig harmlos schlenderte er uns entgegen.

Ich nickte. »Schick sehen Sie aus, Sir.«

»Hören Sie auf. Alles glatt gegangen?«

»Ja«, antwortete ich.

»Hier auch.«

»Nichts Außergewöhnliches passiert, Sir?« fragte Suko.

»Ich weiß nicht. Mir ist nur aufgefallen, daß die Dame des Hauses nicht dabei ist. Eleonore Brent fühlt sich nicht wohl, heißt es. Der Umschwung muß sehr plötzlich gekommen sein.«

»Haben Sie denn mit Sir Lucius darüber gesprochen?«

»Versucht. Er ging nicht auf das Thema ein. Zudem schien er mir nervöser zu sein als sonst.«

»Über uns ist er informiert?«

»Natürlich.«

»Sollen wir uns trotzdem mit ihm zusammensetzen und über den Fall reden. Wir müßten ihm noch mitteilen, daß er möglicherweise ungebetenen Besuch bekommt.«

»Wer denn?«

»Gideon Brent, sein Neffe, der auch Tiger genannt wird und eine Rockergruppe führt. Wir haben die Burschen kennengelernt. Das sind harte Brocken.«

»Die Sicherheitskräfte werden sie schon stoppen.«
»Aber doch nicht mit Kugeln, Sir!« rief Suko.
»Das wird nicht unser Problem sein«, wich der Superintendent aus. »Diese Person haben Sie nicht gesehen – oder?«
»Nein. Sie denn die Conollys?«
»Ja, ich traf sie im Zelt. Wo die beiden sich jetzt allerdings aufhalten, ist mir unbekannt.«
»Kann man auch in das Haus?« fragte Suko.
»Selbstverständlich. Dort sind ebenfalls Räume vorbereitet worden. Nur läßt man die Gäste nicht überall hin. Verständlich, wie ich meine.«
Wir gaben unserem Chef recht, der uns noch erklärte, daß wir ihn hier draußen finden könnten.
Der Weg bis zum Zelt betrug nur mehr einige Schritte. Hinter dem offenen, breiten Eingang begann bereits das Büfett. Ein Konditor und Bäcker hatten wahre Kunstwerke an Torten, Süßigkeiten und Kleinigkeiten geschaffen, die allesamt stark auf die Figur schlugen.
Da die meisten Gäste sich schon gesättigt zeigten, kümmerten sich gleich drei weißgekleidete Konditoren um uns.
Auch Ober erschienen im Zelt und holten gefüllte Teller für die Gäste draußen ab.
Ich entschied mich für einen Obstkuchen, nahm auch Schlagsahne dazu, während Suko noch ein zweites Stück neben seine kantige Marzipanschnitte stellte.
»Hast du aber einen Hunger!«
Wir hatten den Mann nicht kommen gehört, schraken dennoch nicht zusammen, da wir seine Stimme gut kannten. Es war Bill Conolly, der hinter uns stand und lachte, als wir uns umdrehten.
»So trifft man sich also wieder, Freunde.«
»Wieder nüchtern?« fragte ich.
»Ich war nie betrunken.«
»Ha, ha…«
Suko schlug vor, daß wir uns setzten. Im Park fanden wir noch drei Plätze an einem runden Tisch. »Wo steckt eigentlich Sheila?« erkundigte ich mich.
Bill, auch im Smoking, winkte ab.
»Die hat Bekannte getroffen und sich mit ihnen ins Haus zurückgezogen.«
Ich aß ein Stück Torte. »Weiß sie, daß wir hier sind?«
»Sie rechnet damit.« Da ich auch weiterhin aß, wandte sich der Reporter an Suko. »Jetzt sag mal, ob wir hier bald Action erwarten können. Ihr seid doch bestimmt nicht ohne Grund hier erschienen oder nur, weil ihr euch satt essen wollt.«
»Nein, das auf keinen Fall.«

Bill beugte sich gespannt vor. »Sondern?«
»Wir behalten die Familie Brent im Auge.«
»Dienstlich?«
»Privat bestimmt nicht.«
»Suko, sag endlich, weshalb ihr euch in die alten Fetzen gezwängt habt.« Da Suko keine Antwort gab, wandte sich Bill Conolly an mich. Von mir bekam er die Erklärung, zudem hatte ich das Stück Torte bereits verputzt. Mein Freund hörte gespannt zu und nickte auch einige Male. Nach meiner Aufklärung lehnte er sich zurück.
»Das ist allerdings ein starkes Stück. Ihr rechnet also damit, daß eine Ahnherrin der Brents als Zombie hier erscheint und einiges durcheinanderbringt?«
»So ist es.«
»Kann sie nicht schon hier sein?«
»Möglich.«
»Und dann?«
Ich hob die Schultern. »Bisher haben wir noch keine Spur von ihr gefunden. Es sei denn, man nimmt die Abwesenheit der Lady Brent als Hinweis. Das weiß ich aber nicht.«
»Habt ihr schon mit Sir Lucius gesprochen?«
»Nein.«
»Das wäre aber gut.«
»Siehst du ihn?«
Bill stand auf. »Ich werde ihn holen. Keine Sorge, wir beide kennen uns gut.«
»Okay.«
Der Reporter verschwand. Suko aß seinen Teller leer, der sofort, ebenso wie meiner, vom engagierten Personal weggeräumt wurde.
Dann erschien jemand mit Kaffee und Kognak.
Ich nahm beides, Suko bestellte Tee, den er ebenfalls serviert bekam. Dann erschien Bill mit dem Gastgeber. Der Reporter hatte noch einen Stuhl mitgebracht.
Wir erhoben uns und lernten endlich einen der reichsten Männer der Insel kennen.
Sir Lucius Brent war schon eine imponierende Persönlichkeit. Die Augen hinter seinen dicken Brillengläsern wirkten scharf und irgendwie fordernd. Im Gegensatz zu vielen seiner Gäste wirkte er nicht arrogant. »Seien Sie willkommen«, erklärte er. »Ihr Vorgesetzter, Sir James, hat Sie mir sehr ans Herz gelegt.« Er nickte Bill dankend zu, der ihm den Stuhl zurechtgerückt hatte. Sir Lucius setzte sich und schaute kurz in die Runde. »Bisher ist nichts Außergewöhnliches passiert. Ich habe zudem das Sicherheitspersonal noch verstärken lassen. Ungeladene und ungebetene Gäste werden hier nicht erscheinen.«

»Das hoffen wir auch, aber wir können es nicht versprechen, Sir Lucius«, sagte ich.

»Haben Sie einen Verdacht?«

»Wir trafen auf der Fahrt einen gewissen Gideon…«

Er winkte ab. »Ja, mein Neffe. Er ist das Schwarze Schaf in der Familie. Ein Rocker, der mal Musiker werden will. Ich glaube nicht, daß er uns besuchen wird.«

»Wenn, dann erscheint er gleich mit seinen Freunden«, bemerkte Suko.

Sir Lucius lächelte. »Die kommen nicht durch, wirklich nicht.«

»Wir werden sehen«, sagte ich und wechselte das Thema. »Ihre Frau fühlt sich nicht wohl, hörte ich?«

»So ist es.« Die Antwort war knapp gegeben worden. Ich bekam den Eindruck, als würde uns Sir Lucius etwas verheimlichen.

Deshalb hakte ich nach. »Was ist es denn?«

»Es war einfach nur ein Schwächeanfall. Die Vorbereitungen des Festes haben Nerven gekostet. Sie hat sich hingelegt. Am Abend wird sie jedoch erscheinen.«

»Tatsächlich nur ein Anfall von Schwäche?«

Sir Lucius schaute mich an. »Sie glauben mir nicht?«

»So will ich das nicht gesagt haben. Den Anfall nehme ich Ihnen ab. Er könnte aber auch einen anderen Grund gehabt haben, wie ich meine. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein!«

Suko, Bill und mich überraschte die ehrliche Antwort des Industriellen. »Dann steckt doch mehr dahinter?« fragte der Reporter.

Sir Lucius hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Außerdem traue ich den Berichten meiner Frau nicht so ganz.«

»Was ist ihr denn widerfahren?«

»Sehen Sie, Mr. Sinclair, wir fanden sie ohnmächtig auf dem Gang liegend. Und direkt vor einem Bild. Es zeigt das Porträt einer Vorfahrin, Madeline Brent, die schöne Bestie, und meine Frau hat geglaubt, daß ihr genau diese Person in natura begegnet ist. Das heißt, sie müßte all die lange Zeit, ohne verwest zu sein, überlebt haben und sich nun hier im Schloß befinden.«

Obwohl Sir Lucius nach seinen Worten lächelte, blieben wir mit starren Gesichtern sitzen. »Was ist denn?« fragte er. »Glauben Sie mir nicht oder…?«

»Würden Sie bitte genau erzählen, Sir. Ich denke da an Einzelheiten.«

»Wenn Sie wollen, Mr. Sinclair.«

Wir bekamen einen Bericht, und der hörte sich nicht sehr gut an.

Wenn alles so stimmte, wie Eleonore Brent es erlebt hatte, dann befand sich die Untote, die schöne Bestie oder der weibliche Zombie bereits im Haus und konnte verdammt großen Schaden anrichten.

»Ich entnehme Ihren Reaktionen, daß Sie meiner Frau sehr wohl Glauben schenken.«

»Das ist auch so«, erklärte Suko.

»Dann müssen Sie mir sagen, wie so etwas möglich ist. Das widerspricht den Gesetzen der Natur.«

»Stimmt, Sir, aber es gibt da einen Begriff, der bei uns zu einem geflügelten Worte geworden ist. Schwarze Magie, Sie verstehen?«

»Nein.«

»Durch Schwarze Magie ist vieles möglich. Da kann der Tod überwunden werden.«

»Zudem hat sie anders ausgesehen, wie ihre Frau berichtete«, warf ich ein. »In ihrem Körper oder unter der Haut zeichneten sich bei Madeline vier Köpfe ab.«

»Ja.«

»Welchen Grund hatte das?« fragte Bill.

Sir Lucius wischte sich mit einem Tuch den dünnen Schweißfilm von der Stirn. »Jetzt nehmen Sie mich aber ganz schön hart in die Mangel, meine Herren. Ich will Ihnen sagen, was die Familienchronik berichtet.« Er steckte das Tuch wieder weg. »Diese Madeline Brent war tatsächlich ein teuflischer Engel. Sie sah wunderbar aus, jedes Männerherz muß bei ihrem Anblick höher geschlagen haben. Aber sie selbst besaß kein Herz, ihr Inneres hat einer Hölle geglichen. Sie hat ihre Freier oder Liebhaber, die sie heiraten wollten, töten lassen. Ein Henker schlug den vier jungen Männern die Köpfe ab und hat sie anschließend der Madeline Brent überlassen, die als Vorbild die Salome ansah.«

»Was ist dann passiert?« wollte ich wissen.

»Das weiß ich nicht. Darüber schweigt sich die Chronik aus.« Er lachte unecht. »Da müßten Sie Madeline schon selbst fragen, was ja kaum möglich sein wird.«

»Sagen Sie das nicht.«

»Sie glauben das Märchen also.«

»Solange Sie mir das Gegenteil nicht beweisen, Sir, müssen wir es glauben.«

»Ich nicht.«

»Können wir mit Ihrer Frau sprechen, Sir?«

Der Industrielle schaute mich an. »Ich weiß nicht. Wie gesagt, sie fühlte sich nicht wohl. Wenn Sie bei Ihr erscheinen, wird…«

»Nur einer von uns.«

Auf diesen Kompromißvorschlag ging Sir Lucius ein. »Wenn Sie das so sehen, habe ich nichts dagegen.«

»Dann willst du gehen?« fragte Bill.

»Würde ich gern.«

Auch Suko war einverstanden. Sir Lucius und ich erhoben uns.

»Ich bringe Sie ins Haus und zeige Ihnen auch das Zimmer meiner Frau.«

»Danke.«

Als ich das herrschaftliche Gebäude betreten hatte, hielt ich zunächst einmal den Atem an. Diese Pracht war einmalig. Man hatte an nichts gespart. Als Fremder wußte man kaum, wo man hinschauen sollte. Es gab einfach zuviel zu sehen. Man entdeckte immer etwas Neues und vergaß das alte schnell wieder.

Eine breite Treppe war durch ein rotes Seil abgesperrt worden. Sir Lucius löste es und führte mich in die erste Etage.

»Möchten Sie, daß ich bei der Unterhaltung zugegen bin?«

»Nicht unbedingt, Sir.«

Wir hatten mittlerweile die erste Etage erreicht und schritten durch einen breiten Gang, der an den Wänden die gemalten Porträts der Ahnen zeigte.

Vor dem Bild einer jungen Frau mit dunklen Haaren und einem tatsächlich engelhaft wirkenden Gesicht blieben wir stehen. »Das ist Madeline Brent.« erklärte der Industrielle.

Ich kannte die Untote nur aus Beschreibungen und mußte zugeben, daß es sich bei ihr tatsächlich um eine außergewöhnlich schöne Frau handelte. Aber nach dem Äußeren durfte man bei einem Menschen nie gehen. Wenn Madeline den Namen Bestie getragen hatte, sicherlich nicht zu unrecht.

»Was sagen Sie, Mr. Sinclair?«

»Ich bin beeindruckt.«

»Das ist jeder, der sich das Bild anschaut. Ich halte meine Frau nicht für eine Lügnerin, verstehen Sie mich recht, doch ich glaube, daß sich auf dieses Fest eine Doppelgängerin der Madeline Brent eingeschlichen hat. Von dieser Meinung lasse ich mich so leicht nicht abbringen.«

»Das ist Ihre Sache.«

»Und Sie denken tatsächlich anders?«

»Ja, Sir. Es ist die reine Erfahrungssache.«

»Wie Sie meinen.« Er hob die Schultern. »Ich bringe Sie jetzt zu meiner Frau.«

Wir mußten den Gang wieder zurückgehen. Sir Lucius klopfte, er ging anschließend allein hinein, während ich auf dem leeren Gang wartete. Leise Musikklänge wehten an meine Ohren.

Unten im Garten spielten die vier Musiker eines Kammerorchesters zum Tee auf. Es war alles sehr stilvoll und auch normal.

Sir Lucius kehrte zurück. »Sie können hineingehen, meine Frau fühlt sich wieder wohler.«

Eleonore Brent erwartete mich, in einem Sessel sitzend. Sie war eine sehr vornehme und attraktive Person. Ihr Lächeln wirkte trotzdem

ungezwungen und warmherzig.
»Mr. Sinclair, mein Mann sagte mir bereits, wer Sie sind. Ich freue mich, daß Sie mit mir über meine Erlebnisse reden wollen. Nehmen Sie doch bitte Platz.«
»Danke.« Ich setzte mich ihr gegenüber, und sie fing sofort an zu erzählen.
Im Nachhinein regte sich die Frau innerlich auf. Ihre Hände befanden sich in permanenter Bewegung. Sie drückte die Finger zusammen, und manchmal wurden aus den Händen auch Fäuste.
Später stellte ich die Fragen. »Sie sind also fest davon überzeugt, daß es Madeline Brent gewesen ist?«
»Ja!«
»Können Sie mir irgendeinen Beweis nennen, der Ihre Behauptung unterstützt?«
»Das ist schwer.« Sie hob die Schultern. Dann leuchteten ihre Augen auf. »Ja, Mr. Sinclair, es gibt etwas. Als die Person dicht neben mir stand, nahm ich auch ihren Geruch wahr, den sie mit Parfüm nicht hatte übertünchen können. Ich meine ihren eigentlichen Geruch, wenn Sie verstehen.«
»Noch nicht – leider.«
»Ich möchte offen mit Ihnen reden.« Sie beugte sich vor. »Diese Person roch eigentlich muffig. So feucht, so kalt und gleichzeitig auch widerlich.«
»Wie – entschuldigen Sie den Ausdruck – verwest?«
Sie starrte mich über eine Zeitspanne von Sekunden starr an.
Dachte nach, dann nickte sie. »Ja, so ist es. Sie haben des Pudels Kern getroffen. Verwest, das ist der richtige Ausdruck. Als hätte sie sich auf einem Friedhof herumgetrieben.«
Ich holte tief Atem. »Ja, Lady Brent, ja. Ich kann es mir vorstellen, ich glaube Ihnen.«
»Was macht Sie so sicher?«
»Die Erfahrung, die ich besitze. Ich kämpfe beruflich gegen diese Wesen, die mit dem Verstand nicht zu erklären und auch nicht zu begreifen sind. Ich kenne deshalb Wesen wie diese Madeline Brent.«
»Sagt man nicht Zombies zu ihnen?«
»So ist es, Lady.«
»Und was wollen Sie jetzt tun, Mr. Sinclair?«
»Ganz einfach. Da sich Madeline Brent bereits im Haus befindet, bleibt mir nichts anderes übrig, als sie so lange zu suchen, bis ich sie gefunden habe. Ich brauche das nicht allein zu tun, zwei meiner Freunde warten unten im Garten.«
»Ich habe Angst!«
»Das verstehe ich.«
»Befinde ich mich in großer Gefahr, Mr. Sinclair?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Lady Brent, ob Sie stärker bedroht sind als alle anderen hier. Es wird sich noch herausstellen, denn auch Untote oder Zombies besitzen für das, was sie tun, ein Motiv.«

Eleonore Brent dachte über meine Worte nach. »Ein Motiv«, wiederholte sie leise und starrte dabei ins Leere. »Himmel, ich kann mir kein Motiv vorstellen, wirklich nicht. Was sollte so eine Person denn mit mir anstellen wollen? Etwa töten?«

»Im schlimmsten Fall, ja. Sie haben Sie gesehen, Sie sprachen mit ihr. Was ist dabei herausgekommen?«

»Nicht viel, wirklich nicht.«

»Können Sie sich nicht erinnern?«

»Nein, ich habe auch dann den Boden unter den Füßen verloren und wurde ohnmächtig. Aber zuvor, ja, jetzt fällt es mir wieder ein.«

Ruckartig stand sie auf. »Da hat sie gesagt, daß sie weitermachen will. Verstehen Sie, Mr. Sinclair, Sie will weitermachen. Was das bedeutet, ist klar. Sie hat damals ihre Liebhaber geköpft und wird jetzt…«

Ich nickte, und auch Eleonore Brent sprach nicht mehr weiter. Sie preßte ihre Handfläche schräg vor den Mund, so daß die Augen in ihrem Gesicht übergroß wirkten.

»Wir wollen es nicht hoffen«, sagte ich. »Aber wir müssen uns mit dem Gedanken vertraut machen.«

»Damals hat ein Henker für sie getötet, das wird heute wohl nicht mehr möglich sein.«

»Korrekt, Lady Eleonore. Sollte dies geschehen, wird sie selbst die Initiative ergreifen.«

Mrs. Brent stützte den Kopf auf. »Wenn ich mir vorstelle, daß eine Person auf unserem Grund und Boden herumläuft, die möglicherweise mit einem Schwert bewaffnet ist und unsere Gäste angreift, wird mir nicht nur ganz anders. Da bekomme ich es mit einer schrecklichen Angst zu tun.«

»Hoffen wir nicht gleich das Schlimmste. Außerdem sind meine Freunde und ich noch da.«

»Sie können nicht überall sein. Der Park ist groß, die Gäste sind zahlreich…«

Etwas hämmerte von außen gegen die Tür. Es war ein dumpfer Schlag.

Lady Eleonore schaute mich an. »Wer kann das sein? So verlangt normalerweise niemand Einlaß!«

»Soll ich nachschauen?«

»Bitte.«

Ich setzte mich genau in dem Augenblick in Bewegung, als das dumpfe Geräusch erneut erklang. Sehr rasch lief ich auf die Tür zu und riß sie auf, ohne ein Wort zu sagen.

Lady Eleonore war mir gefolgt, blieb aber hinter mir stehen und stieß einen leisen Schrei aus.

Auch ich war perplex, meine Reaktion hielt sich in Grenzen. Ich stand nur starr auf dem Fleck, denn vor mir, genau in Augenhöhe, schwebte ein schrecklicher Gegenstand.

Es war ein Kopf!

Ich stieß zischend den Atem aus. Über meinen Rücken rann eine Gänsehaut. Mit diesem Anblick hatte ich weiß Gott nicht gerechnet.

Es war einfach furchtbar.

Es war ein Männerschädel. Schwarz das Haar, ebenso wie das dunkle, eingetrocknete Blut am Halsstumpf. Der Mund war weit aufgerissen, die Augen wirkten wie starre, leblose Kugeln. Das Gesicht sah aus, als wäre es inmitten eines unterbrochenen Todesschreis erstarrt.

Furchtbar…

Auch Mrs. Brent reagierte. Sie stand hinter mir. Diesmal war sie nicht ohnmächtig geworden. »Das ist er!« keuchte sie. »Ja, das ist einer der vier Köpfe. Ich erkenne ihn genau!«

Der Schädel bewegte sich nicht. Auch in den Augen sah ich kein Leben, aber ich tat etwas.

Mit einer gedankenschnellen Bewegung riß ich die Beretta hervor.

So fix ich auch war, der Kopf reagierte noch vor mir. Ich bekam die Waffe nicht richtig hoch, zum Zielen fehlte mir die Zeit, denn der Schädel raste zurück.

Er jagte wie ein hart geschleuderter Ball in den Gang hinein. Ich mußte die Schwelle überspringen, drehte mich nach links, da war der Kopf schon zu weit entfernt für einen sicheren Schuß.

Mein rechter Arm sank nach unten. Ich hätte den Schädel verfolgen können, doch ich dachte an Mrs. Brent, die ich keinesfalls allein lassen wollte. Deshalb lief ich zurück.

Sie stand mitten im Raum und trank einen Kognak. Das Glas mußte sie mit beiden Händen halten, so sehr zitterten ihre Arme. »Sie können nicht hier im Zimmer bleiben«, sagte ich. »Auf keinen Fall.«

»Und wo soll ich hin?«

»Mischen Sie sich unter die Gäste, Mrs. Brent. Einen anderen Rat kann ich Ihnen nicht geben.«

»Und dort bin ich sicher?«

»Das kann ich Ihnen nicht hundertprozentig sagen. Zumindest haben Sie einen gewissen Schutz. Sie wissen, daß ich nicht allein gekommen bin. Ich habe zwei Helfer mitgebracht, die auf Sie achtgeben können.«

Sie stellte das Glas zur Seite und schüttelte den Kopf. »Wie soll das noch alles enden? Hätte ich das geahnt, mein Gott, dieses Fest wird zu einer Gala des Grauens.«

»Ich werde versuchen, die Untote zu stellen, Mrs. Brent. Sie darf es einfach nicht schaffen. Ich gehe auch davon aus, daß sich Madeline

hier im Haus aufhält.«

»Dann darf es ja keiner mehr betreten.«

»Im Normalfall nicht.«

»Wie wollen Sie die Gäste fernhalten?«

Ich winkte ab. »Gar nichts werde ich sagen, Mrs. Brent. Wir lassen zunächst alles auf uns zukommen. Es steht nur fest, daß die Köpfe befreit worden sind. Welche Aufgabe sie übernommen haben, kann ich nicht sagen. Kommen Sie jetzt?«

»Ich hole nur meine Jacke.«

Sie ging auf einen Schrank zu. Das Jäckchen bestand aus einem kostbaren Pelz, der leicht blau eingefärbt worden war. Ich legte ihr die Jacke über die Schultern. Lady Eleonore fröstelte. Sie hakte sich bei mir ein, als wir das Zimmer verlassen hatten und durch den Gang auf die Treppe zuschritten.

Unten in der Halle wurde sie lautstark begrüßt. Zahlreiche Gäste stürzten auf sie zu.

»Endlich!« hieß es. »Wir dachten schon, es wäre etwas passiert. Meine Güte, Eleonore, was war los?«

Diese und ähnliche Fragen prasselten auf sie nieder, und Mrs. Brent hielt sich sehr tapfer. Sie beantwortete die meisten Fragen nicht, übte sich in Geduld und lächelte.

Es dauerte ziemlich lange, bis ich sie den Fragen der Neugierigen entführen konnte.

Bill und Suko waren ungeduldig geworden. Sie stellten jedoch keine Fragen, als sie Lady Eleonore erkannten. Nach der knappen Vorstellung kam ich zum Kern des Problems.

Beide Freunde zeigten sich geschockt, als sie vernahmen, was geschehen war.

»Fliegende Köpfe?« hauchte Bill.

»Ja.«

»Und diese Madeline?«

»Habe ich nicht gesehen. Aber ich werde sie suchen. Gebt ihr bitte auf Mrs. Brent acht.«

»Soll ich nicht lieber mitgehen?« fragte Suko besorgt.

»Und was ist, wenn hier etwas passiert?«

»Okay, du hast recht, ich bleibe.«

Sheila kam, sah mich und begrüßte mich herzlich. Sie wunderte sich, wie kurz ich angebunden war.

»Später, Mädchen, wir sind leider nicht zu unserem Vergnügen hier.«

»Geht es wieder los?« fragte sie.

»Es ist schon losgegangen«, erklärte Bill. Was er noch sagte, hörte ich nicht mehr, weil ich mich schon auf dem Weg zum Haus befand…

***

Eine Familie wie die Brents, die in einem so großen und prächtigen Gebäude, mit zahlreichen Zimmern und saalartigen Räumen wohnten, kamen ohne Personal nicht aus.

Zu den Angestellten gehörte auch das dunkelhaarige Mädchen Claudia, das sich normalerweise speziell um die Wünsche und Belange der Lady Eleonore zu kümmern hatte.

Claudia war 22, kam aus Germany und arbeitete schon vier Jahre für die Brents. Sie fühlte sich in dieser Familie sehr wohl, auch deshalb, weil sie sich gut mit Lady Eleonore verstand.

Um stets in der Nähe zu sein, lebten die Mitarbeiter ebenfalls im Haus der Brents.

Allerdings nicht auf den ersten Etagen, sondern unter dem Dach.

Hier waren die Räume nicht so groß, dafür aber gemütlicher mit ihren schrägen Wänden außerhalb der Gauben.

Mrs. Brent hatte Claudia für die nächsten Stunden so gut wie freigegeben. Wenn sie gebraucht wurde, würde sich Mrs. Brent über Telefon melden.

Jedenfalls hielt sich Claudia in ihrem Zimmer auf. Sie wußte nicht, was sie bei den doch so oft arrogant wirkenden Gästen zu suchen gehabt hätte.

Ihr Zimmer war ziemlich geräumig. Sie hatte es modern und sehr jung eingerichtet. Die Möbel bestanden aus buntem Kunststoff, auch die Regale leuchteten rot.

In ihnen standen zahlreiche Krimis, die Claudia so gern las. Sie war noch kurz in die Dusche gegangen, hatte sich umgezogen und trat jetzt ans Fenster, weil sie in den Garten schauen wollte, um etwas von dem Trubel mitzubekommen.

Der Blickwinkel war nicht sehr gut. Sie mußte sich schon auf die Zehenspitzen stellen und sich nach vorn beugen, um das Zelt erkennen zu können.

Der blaue Himmel hatte sich verändert. Wolkenbänke waren aufgezogen. Das Grau schob sich immer weiter vor, aber die Temperatur hatte sich gehalten. Es war niemand gezwungen, wegen der Kühle das große Haus zu betreten.

Die Lampen brannten schon, noch spielten die Kammermusiker, aber auch die Mitglieder der Tanzkapelle waren bereits eingetroffen.

Auf dem etwas abseits des Zelts gelegenen Podium bauten sie ihre Instrumente auf. Die Musiker trugen rote Jacken und weiße Hosen.

Plötzlich entdeckte Claudia ihre Chefin. Sie stand zusammen mit zwei Männern, die sie einrahmten wie Bodyguards. Gesehen hatte Claudia die Männer noch nie.

Vielleicht waren es tatsächlich Leibwächter.

Das Mädchen ließ sich in einen Sessel fallen, stellte die Glotzkiste an, drückte auf die Tasten und ließ die einzelnen Programme durchlaufen.

Es lief nichts, was sie interessierte, daher schaltete sie den Apparat wieder aus, griff zu einem Krimi, konnte sich aber nicht auf die Geschichte konzentrieren und legte das Buch wieder zur Seite.

Zuviel ging ihr durch den Kopf. Der Tag war aufregend gewesen, und er war auch noch nicht beendet.

Irgendwie kam sich das Mädchen unter dem Dach eingeschlossen vor. Sie wollte nicht mehr länger in ihrem Zimmer bleiben. Unten in der Küche fand sie bestimmt Unterhaltung. Außerdem wollte sie sehen, wie die Köche das Dinner zubereiteten. Da sie selbst gern kochte, konnte sie von den Profis noch immer etwas lernen. Außerdem wußte sie Lady Eleonore im Garten bei den Gästen gut aufgehoben.

Sie trug noch ihre Dienstkleidung und streifte sicherheitshalber ihre leichte rote Strickjacke über. Der Abend konnte kühl werden.

Zu den eigentlichen Fluren, Gängen und großen Zimmern des herrschaftlichen Hauses führte vom Dach aus nur eine relativ schmale Stiege hinab. Das Mädchen kannte jede Stufe, sie wäre auch mit verbundenen Augen nicht einmal gestolpert.

Claudia wußte selbst nicht, weshalb sie so leise ging. Wäre sie lauter aufgetreten, hätte sie unter sich die Stimmen nicht gehört.

Zwei Personen unterhielten sich.

Jedes Dienstmädchen ist neugierig, auch Claudia machte da keine Ausnahme. Auf halber Strecke der Treppe verhielt sie ihren Schritt, stützte sich am Lauf des Geländers ab, schaute und horchte in die Tiefe, ob sie eventuell etwas verstehen konnte.

Zumindest redeten ein Mann und eine Frau miteinander. Sie war noch zu weit entfernt, um die Worte verstehen zu können. So leise wie möglich ging sie zwei Stufen vor, beugte sich über das Geländer und schaute hinab in den Gang.

Sie konnte die beiden Personen noch immer nicht sehen, aber sie hörte die Stimme des Mannes und identifizierte sie auch.

Es war….

Claudia schluckte. Das konnte doch nicht stimmen. Dieser Mann redete mit einer eigentlich Fremden. Er himmelte sie mit seinen Worten an, er leistete regelrechte Liebesschwüre, und die Frau sorgte mit einer lockenden Stimme dafür, daß der Mann immer stärker in ihren Bann geriet, aus dem er sich kaum befreien konnte.

»Tu es für mich, für uns! Ich muß einfach weitermachen. Das Schicksal hat mich ausersehen. Wenn du es tust, werde ich dich nicht enttäuschen, dann kannst du mich haben…«

»Ja, das werde ich!« lachte die rauhe Antwort.

Einen Moment später klangen schwere Schritte auf.

Claudia zuckte zurück. Sie sah den Mann gehen. War sie vorhin wegen seiner Stimme noch unsicher gewesen, so erkannte sie ihn jetzt.

Claudia hob die Arme, ballte die Hände zu Fäusten und preßte einen Handballen vor ihre Lippen.
Der Mann ging weiter. Er wandte der zuschauenden Claudia den Rücken zu, aber das Dienstmädchen konnte trotzdem erkennen, was er in der rechten Hand hielt.
Der Gegenstand warf einen langen Schatten über den Boden und wanderte mit.
Es war ein Schwert!

***

Vor dem breiten Eingang und im Licht einer mehrarmigen Laterne entdeckte ich meinen Chef, Superintendent Powell. Er stand dort mit drei Gästen zusammen, von denen ich einen vom Ansehen her kannte.
Ich blieb stehen und gab Sir James ein Zeichen, der auch sofort verstand und sich bei seinen Gesprächspartnern entschuldigte.
»Was ist passiert, John?«
Ich senkte meine Stimme zu einem Flüstern und berichtete Sir James von dem Vorfall.
Der Superintendent nickte, dann schob er seine Brille höher. »Es geht also los!« stellte er fest.
»Ja, Mrs. Brent hat sich nicht geirrt.«
»Wie wollen Sie vorgehen?«
»Ich schaue mich im Haus um. Dort hoffe ich, eine Spur dieser Madeline zu finden.« Ich fügte noch in Stichworten hinzu, was mir Mrs. Brent berichtet hatte.
»Fliegende Köpfe«, sagte mein Chef und schaute sich dabei um, als würde er welche suchen. »Sie werden sich möglicherweise nicht nur im Haus aufhalten.«
»Das befürchte ich auch, Sir.«
»Wissen Suko und Bill Bescheid?«
»Sie sind informiert.«
»Gut, auch ich werde die Augen offenhalten. Wo befindet sich eigentlich der Gastgeber?«
»Das weiß ich nicht, Sir ich rechne damit, ihn im Haus zu treffen.«
»Gut, viel Glück.« Nachdenklich schritt Sir James zu seinen Bekannten zurück.
Über diesem großen Fest lag ein Fluch, das war genau zu spüren.
Man konnte nur hoffen, daß sich dieser Fluch nicht erfüllte und die Menschen in einen Strudel aus Grauen, Angst und Tod riß.
Von einem Tablett nahm ich ein Glas mit Orangensaft und kippte es in einem Zug.
Der Ober schaute mich fast erschreckt an. Er war wohl nur gewohnt, daß die Gäste nippten.
Im Haus kannte ich nur den einen Weg zur Ahnengalerie hoch. Er

war allerdings so groß und geräumig, daß sich ein Fremder wie ich gut darin verlaufen konnte.

Ich suchte mir eine andere Richtung. Natürlich landete ich wieder in einem der breiten Gänge und schrak zusammen, als eine Standuhr sechsmal anschlug.

Meine Nerven waren auch nicht mehr die besten. In der zweiten Etage teilte sich der Flur in mehrere Gänge. Zahlreiche Zimmertüren standen offen. Ich warf jedesmal Blicke in die vollständig und perfekt eingerichteten Räume. Himmel, wer hier wohnte und dieses Haus unterhalten mußte, der hatte Geld wie Heu.

Manche Zimmer waren modern eingerichtet, andere wiederum mit Antiquitäten der verschiedensten Epochen. Das war schon ein leichter Wahnsinn. Niemand begegnete mir.

Obwohl sich zahlreiche Gäste im Garten befanden und sich einige auch im Haus aufhielten, kam ich mir einsam vor. Ein verlassener Sucher nach dem Grauen.

Bisher war mir kein Kopf mehr entgegengeflogen. Von vier Schädeln hatte die Frau gesprochen. Ich ging davon aus, daß sie mittlerweile alle den Körper der untoten Madeline verlassen hatten.

Es gab noch eine Etage über dieser hier, danach gelangte ich unter das Dach.

Ich fand eine Treppe, die noch renoviert werden mußte. Zwar waren sämtliche Stufen vorhanden, aber man hatte die alte Lackierung abgeschliffen.

In dieser Etage war die Atmosphäre eine andere. Sie kam mir irgendwie leer vor, ohne Leben, als würde sich in diesen Räumen kein Mensch aufhalten.

Der Gang war auch enger. An den Wänden hingen keine Bilder mehr. Hier standen noch alte Möbelstücke, die auf eine Restaurierung warteten. An den schmaleren Zimmertüren bewegte ich mich leise vorbei. Das Licht besaß längst nicht den strahlenden Glanz der unter mir liegenden Etagen. Ich bezeichnete es eher als trübe.

Ein ideales Versteck.

Die Beretta hatte ich gelockert. Wenn noch einmal ein fliegender Schädel erschien, wollte ich schneller sein.

Dann hörte ich Stimmen.

Woher sie kamen, war nicht festzustellen, weil sie auch hier oben die Flure teilten und in verschiedene Richtungen führten. Der Klang echote an den Wänden entlang, erreichte meine Ohren. Leider konnte ich nicht verstehen, wer sich über was unterhielt.

Schritte erklangen. Die Stimmen verstummten. Vielleicht hatten sich die beiden Personen getrennt.

Ich wartete.

Die Schritte entfernten sich. Es hörte sich an, als würde die Person

eine Treppe hinab in die Etage unter mir gehen. Dort konnte ich sie dann abfangen.

Dazu kam es nicht mehr!

Ich hatte mich gerade gedreht, um zur Treppe zu laufen, als ich aus einem Raum hinter mir ein bekanntes Geräusch hörte, das selbst die verschlossene Tür nicht hatte schlucken können.

Es war das Splittern einer Scheibe.

Wie ein Blitz war ich an der Tür und riß sie auf. Das Fenster lag zum Glück direkt gegenüber. Es war tatsächlich zerstört. Das Glas steckte noch in den Rahmen, die Splitter zeigten in die Höhe wie scharfe, kurze Lanzen.

Wer hatte es zerbrochen?

Ich lief auf das Fenster zu. Draußen war es noch hell, obwohl sich schon ein dunklerer Schatten über den weiten Himmel geschoben hatte. Im Park strahlten Laternen, und ihr Schein vermischte sich mit dem Licht der Girlanden und Lampions.

Das alles nahm ich am Rande wahr. Viel interessanter war der in Höhe des Fensters schwebende, aber dennoch relativ weit entfernte runde Gegenstand.

Einer der vier Köpfe!

***

Er tat nichts. Er stand in der Luft, als wollte er mich ärgern. Wieder riß ich die Waffe hervor, beugte mich aus dem Fenster und zielte, doch der Schädel war schneller.

Er stieg hoch!

Ich hatte vor einiger Zeit in Brasilien mit dem Voodoo-Samba zu tun gehabt. Da hatte ich auch gegen fliegende Schädel kämpfen müssen. Es war eine andere Magie gewesen. Damals hatte ich die Schädel zerstören können. An diesem Tag war es mir nicht gelungen.

Eine weitere Scheibe zerklirrte. Eine Etage unter mir fiel das Glas aus dem Fenster. Im nächsten Augenblick erschien der Schädel mit seinen glasigen Augen und dem weit geöffneten Maul. Er jagte nicht weg, sondern hoch, auf das Fenster zu, aus dem ich schaute.

Ich schoß.

Zufall, Glück, Können?

Vielleicht beides.

Mein geweihtes Silbergeschoß erwischte den Schädel genau in der Mitte. Der Waffenklang wurde von der Musik übertönt, die durch den Park klang. Dort unten hatte niemand etwas bemerkt, auch nicht von den herabgefallenen Scherben.

Der Kopf aber stand noch für eine winzige Zeitspanne vor mir.

Dann sprühte er auseinander wie ein Feuerwerkskörper, der zu Silvester abbrannte.

Einer weniger!
Ich sah noch den zweiten. Er schwebte tiefer in der Luft. Eine relativ günstige Entfernung.
Als ich den Arm über die Brüstung streckte und auf ihn zielte, überkam mich das kalte Gefühl im Nacken. Diese Gänsehaut und das Wissen, daß es aus war, wenn ich mich bewegte.
»Was da Ihre Haut berührt, ist ein Schwert!« erklärte mir eine rauhe Männerstimme. »Und damit werde ich Ihnen den Kopf abschlagen, Mr. Sinclair…«

***

Auf dem bleichen Gesicht der schönen Madeline lag ein sattes, zufriedenes Lächeln.
Mochten die Zeiten auch vergehen, die Menschen waren innerlich so geblieben wie damals. Auch heute ließen sich die Männer von einer schönen Frau um den Finger wickeln. Darauf hatte Madeline Brent gehofft – und gewonnen.
Sie hatte jetzt einen Helfer. Wie damals, als der Henker für sie die Köpfe eingesammelt hatte und sie die Trophäen in einem magischen Ritual und mit Hilfe des Dämons Baal in sich vereinigte, bevor sie freiwillig aus dem Leben geschieden war.
Sie hatte Gift genommen, was keiner bemerkt hatte. Nicht einmal der Kurpfuscher, der sich Bader und Arzt schimpfte. Man hatte sie begraben, doch nicht mit ihrer Kraft gerechnet, die von den Köpfen ausgestrahlt war. Sie allein hatten Madeline am »Leben« erhalten, sie zu einem Zombie gemacht, denn der Götze Baal, ein finsterer Urzeit-Dämon, wußte, wie man Leben und Tod miteinander mischte.
Die Köpfe waren ihr Trumpf!
Der neue Henker würde genau das tun, was sie von ihm verlangte.
So konnte sie in aller Ruhe abwarten, durch das Schloß streifen und draußen erscheinen, wenn das Fest auf dem Höhepunkt angekommen war. Sie würde als Ehrengast kommen und dabei mit ihrem Helfer die blutige Rechnung präsentieren. Es mußte weitergehen, sie benötigte wieder einen neuen Antrieb.
Etwas störte die schöne Madeline!
Sie konnte nicht genau sagen, was es war. Jedenfalls war es nicht greifbar, es befand sich innerhalb des Hauses, es war nicht neutral wie die meisten Besucher, nein, dahinter steckte mehr.
Eine Gefahr!
Sie hatte dieses Wissen erst ignorieren wollen, doch das Gefühl ließ sich einfach nicht zurückdrängen. Es war ständig stärker geworden, und nun hörte sie darauf.
Wer konnte ihr denn gefährlich werden?
Von den offiziellen Gästen wohl keiner. Es mußte ein anderer

gewesen sein, der sich Einlaß verschafft hatte. Aber auch einer, der genau Bescheid wußte.

Den wollte sie finden!

Auf der Treppe blieb Madeline Brent stehen und dachte über das Phänomen noch einmal nach. Wohin sollte sie sich wenden? Befand er sich über ihr oder unten im Haus?

Die Köpfe waren unterwegs. Sie gehörten eigentlich zu ihr. Wenn sie wollte, konnte sie auch eine entsprechende telepathische Verbindung zu ihnen aufnehmen.

Das tat sie!

Fremde, eigentlich schon tote Gedanken strömten auf sie ein. Sie selbst fragte ebenfalls auf diesem Wege, nur erhielt sie keine konkrete Antwort. Die Köpfe hatten von ihr einen entsprechenden Befehl bekommen, den sie auch ausführen sollten.

Sie mußten hinaus, sich den Menschen zeigen – und…

Urplötzlich zuckte sie zusammen. Sie kippte zur Seite. Wäre das Geländer nicht gewesen, hätte sie leicht in den tiefen Treppenschacht fallen können. So hielt sie sich mit beiden Händen fest und blieb gekrümmt stehen, weil wahnsinnige Schmerzen durch ihren Körper rasten. Sie beugte sich noch weiter vor, ihr Blick nahm dabei einen stieren Ausdruck an, die Zunge schlug lappenartig aus dem Mund, und durch den Körper rannen die Schmerzen wie Stromstöße. Ein Zombie verspürte Schmerzen. Es war ungewöhnlich, aber es gab eine Erklärung.

Zehn, fünfzehn Sekunden blieb sie in dieser Haltung. Dann richtete sie sich auf, stellte sich kerzengerade hin und schaute an sich herab. Madeline trug nicht mehr das rote Kleid mit dem weit geschwungenen Rock. Um ihren Körper baumelte jetzt ein senfgelbes Etwas, mehr ein Unterkleid, sehr schlicht, vorn offen, so daß sie an sich herabschauen konnte.

Die Stelle in Höhe des Bauchnabels und auch noch kurz darunter hatte sich verfärbt. Sie war grau wie alte Asche geworden und mit weißen Schlieren im Zentrum.

Dort hatte einmal ein Schädel gesessen. Jetzt nicht mehr, aber sie wußte genau, was mit dem Kopf passiert war.

Jemand hatte ihn zerstört.

Deshalb litt sie so stark!

Madeline drückte ihren Rücken durch. Es war eine ruckartige Bewegung, als wollte sie demonstrieren, daß sie jetzt wieder fit war und weitermachen konnte.

Ihr Instinkt hatte sie nicht getrogen.

Es gab jemanden, der ihr feindlich gesonnen war.

Zudem mußte er sich nahe der Schädel aufhalten. Sicherlich auch im Haus. Ihn mußte sie finden…

***

Je mehr Zeit verstrich, um so nervöser wurde Mrs. Brent. Zwischendurch nahm sie die Aufgabe der Gastgeberin wahr und plauderte mit den Geladenen. Es waren meist unverbindliche Worte. Bill Conolly, der sie genau beobachtete, stellte fest, daß Lady Eleonore mit den Gedanken nicht bei der Sache war. Ihr Lächeln wirkte aufgesetzt und gekünstelt.

Auch Sheila hatte sich zu ihrem Mann gesellt. Sie trug ein schlichtes schwarzes Kleid aus Seide, sehr wenig Schmuck und hatte das blonde Haar hochgesteckt. In der Hand hielt sie ein Glas, in dem zur Hälfte noch Champagner perlte. Um ihre Schultern hatte sie eine dünne, beige Stola aus Kaschmir gelegt.

»Du bist nervös, Bill.«

»Klar.«

»Warum? Läuft es nicht richtig? Oder ärgerst du dich, daß du nicht dabei bist?«

»Ich bin doch dabei.«

»Aber nicht dort, wo die Aktion ist.«

Der Reporter grinste schmal. »Das kann sich ganz schnell verlagern, meine Liebe.«

»Bist du auch der Meinung, Suko?«

Sheila schaute dorthin, wo sich die Kapelle befand. Die Musiker spielten weiche Melodien, die nicht zu sehr störten. Im Garten leuchteten die Lampen. Es wurde allmählich dunkler, der Wind hatte auch aufgefrischt, ohne allerdings kalt zu sein.

Mrs. Brent kam zurück, blieb bei der Gruppe stehen und schüttelte den Kopf. »Ich verstehe einfach nicht, wo mein Mann bleibt«, sagte sie leise. »Er hat keinen Grund, wegzulaufen.«

»Vielleicht hat er im Haus Bekannte getroffen.«

»Das glaube ich nicht. Ob ich mal nachschaue?«

»Nein, Mrs. Brent!« Suko widersprach heftig. »Das kann ich einfach nicht zulassen.«

Sie zeigte sich irritiert. »Ich muß doch meinen Mann sprechen.«

»Sollte sich Ihr Mann tatsächlich im Haus befinden, wird er sicherlich mit Mr. Sinclair zusammengetroffen sein.«

»Das meine ich auch«, stand Bill seinem Freund bei.

Sheila konnte sich nur wundern. »Worum geht es eigentlich?« erkundigte sie sich. »Ich habe wieder nichts mitbekommen.«

»Ist doch deine Schuld, Darling. Du stellst dich schließlich immer so an.«

»Worum geht es?«

»Um einen weiblichen Zombie!«

Sheila schluckte. Sie erfuhr von ihrem Mann in knappen Sätzen, was sich ereignet hatte. Suko erwähnte auch noch die Schädel, den John

und Mrs. Brent gesehen haben.

»Dann stecken wir also wieder in einem Fall?« fragte Sheila.

»Es sieht so aus.«

Ein älterer Herr näherte sich der Gruppe. Er lächelte, als er vor Mrs. Brent stehenblieb. »Darf ich dich zum Tanz bitten, Eleonore?«

Er deutete auf eine beleuchtete Fläche inmitten des Rasens. Dort drehten sich bereits einige Paare.

»William, gern, das weißt du. Im Moment bitte nicht. Ich fühlte mich nicht wohl.«

»Ja, ich hörte schon von Lucius, daß es dir nicht gutging. Was war es denn?«

»Die Aufregung, William.«

»Akzeptiert. Später vielleicht?«

»Sicher.«

Der ältere Herr verschwand nicht, ohne zuvor Sheila einen sehr interessierten Blick zugeworfen zu haben.

»Ein alter Freund der Familie«, erklärte Mrs. Brent. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, weil sie gesehen hatte, daß ihr ein junges Mädchen zuwinkte. »Ah, da kommt meine Tochter Susan.«

Susan Brent wirkte inmitten der doch ziemlich steifen Gesellschaft erfrischend anders. Sie war locker gekleidet mit ihren weißen Jeans, den weichen Schuhen mit Paillettenschmuck, der genau zur Farbe des grünen Pullovers paßte, wie auch die Spangen in dem dunkelbraunen Haar. Ihr Gesicht war sonnenbraun. Sie besaß eine frische natürliche Ausstrahlung.

Mutter und Tochter fielen sich in die Arme. »Ich dachte schon, du hättest es nicht mehr geschafft, Susan.«

»Es war auch schwer genug.«

»Und?«

Sie wischte eine Haarsträhne aus der Stirn. »Jetzt bin ich da. Wo sind die anderen? Daddy und…«

»Er ist im Haus.«

»Ach so, und die sonstige Verwandtschaft?«

»Ich habe Matthew und Ginger kurz gesehen.«

»Was ist mit Ginger?«

Mrs. Brent hob die Schultern. »Sie hat sich bisher gut gehalten, meine ich.«

»Ja, noch.«

Eleonore Brent wollte von diesem Thema ablenken. »Ich möchte dir gern einige Bekannte vorstellen, Susan.«

Mit den Conollys wußte Susan Brent etwas anzufangen, mit Suko weniger. »Das ist ein Kollege von mir«, erklärte Bill.

»Ach so. Nett, Sie kennenzulernen«, sagte Susan und streifte Sukos Gestalt mit einem letzten Blick. »Ich möchte mich nur etwas

frischmachen und umziehen. Dann komme ich wieder.«

»Bis gleich, Susan.«

Die Tochter des Hauses eilte davon.

»Der Mann, der sie mal heiratet, wird es schwere haben, Susan zu bändigen«, sagte Eleonore seufzend, als sie hinter ihrer davoneilenden Tochter herschaute. »Sie hat das Temperament von meinem Mann geerbt und…«

»Bitte, seien Sie mal still!« Suko hatte sie unterbrochen. Er wurde von den Conollys erstaunt angeschaut. Auch Mrs. Brent schüttelte verwundert den Kopf.

»Was ist denn?« fragte Bill.

Suko war einige Schritte zur Seite gegangen. Er blieb dann stehen und hob die Schultern. »Es kann sein, daß ich das Splittern von Glas gehört habe.«

»Eine Scheibe?«

»Ja, möglich.«

Beide schauten an der Fassade des Gebäudes hoch. Sie standen allerdings zu weit entfernt, um alles sehr deutlich erkennen zu können. »Laß uns näher herangehen!« schlug Bill vor.

Der Meinung war der Inspektor auch. Sie brauchten nicht weit zu laufen. Von den übrigen Gästen wurden sie kaum beachtet, denn Köche schleppten die ersten Speisen aus der Küche heran, um sie im Zelt aufzubauen. Dort befanden sich ebenfalls noch Kochstellen, wo die Braten und die Suppen warmgehalten wurden.

Suko und Bill suchten die unmittelbare Nähe des Hauses ab. Es würde schwer sein, Spuren zu entdecken, weil einige Büsche bis dicht an die Hauswand heranwuchsen.

Während Suko suchte, schaute Bill an der Fassade hoch. Er versteifte mitten in der unnatürlichen Haltung. Über seine Lippen drang ein pfeifender Atemzug.

»Suko – sieh nach oben!«

Auch der Chinese drückte den Kopf in den Nacken. »Was siehst du da in der Höhe der letzten Etage?«

»Ein Ball ist das bestimmt nicht.«

»Das meine ich auch – eher ein Schädel!«

Es war nicht nur einer, denn plötzlich jagten aus zwei verschiedenen Fenstern die nächsten beiden. Als hätte man sie durch die Scheiben geschossen, so wuchtig verließen sie das Haus.

An der Hauswand entlang fielen die Splitter in die Tiefe. Bill und Suko wurden nicht getroffen, die Fenster lagen in einem zu weiten Winkel von ihnen entfernt.

Die Schädel aber blieben als unheimliche Wächter in der Luft stehen…

***

Guido Brent, Rockerchef, Tiger genannt und das schwarze Schaf der Familie, hatte seine Truppe gesammelt. Er sah überhaupt nicht ein, daß er als einziger aus der Familie dem großen Fest fernbleiben sollte. Doch wenn er mit seinen Freunden kam, dann wollte er auch seinen großen Auftritt haben.

Die beiden von Suko etwas unsanft behandelten Typen hatte sich wieder erholt. Sie und die anderen waren topfit, wollten ihren Hunger und Durst stillen und hatten zudem Aktion.

Es war alles besprochen.

Nur nicht auffallen. In langer Reihe und so leise wie möglich sich dem Ziel nähern.

Dann aber zuschlagen, wenn irgendwelche Burschen sie aufhalten wollten. Guido kannte sich aus. Er war hier aufgewachsen, hatte oft im Park gespielt und auch in der Umgebung, durch die sich die Schlange der Motorräder jetzt schob.

Wald und Buschwerk dämpften die Geräusche der dahinrollenden Maschinen. Diszipliniert wie selten bewegten sich die Rocker voran.

Hinter den Sichtschirmen der Helme waren ihre Gesichter nur mehr verschwommene, blasse Flecken.

Das Licht war nicht besonders gut. Normalerweise hätten sie die Scheinwerfer einschalten müssen. So rollten sie im Dämmer wie knatternde Schatten weiter.

An der Spitze hockte Guido geduckt auf seinem Feuerstuhl. Er hatte sich weit vorgebeugt und sah als erster das Weiß des Gitterzauns zwischen dem Grün der Bäume schimmern.

Mit der Linken schob er das Sichtvisier hoch. Das große Tor war geöffnet. Eine gute Sache, da brauchten sie nicht erst über den Zaun zu klettern.

Aber da waren auch die beiden Typen in den eng sitzenden Anzügen, die sich vor das Tor stellten und die Arme ausstreckten, als wollten sie mit ihren Handflächen die heranfahrenden Maschinen stoppen.

Guido Brent ließ den Feuerstuhl ausrollen. Dicht vor den Aufpassern stoppte er, blieb im Sattel sitzen und stemmte die Füße rechts und links auf den Boden.

Die beiden Aufpasser grinsten. »Ihr habt euch wohl verfahren, wie? Abmarsch!«

»Wir haben uns nicht verfahren, du Scheißer!« erklärte der Rockerchef.

»Hat der *Scheißer* gesagt?« fragte einer den anderen.

»Ja, ich glaube.«

»Dann werden wir ihm mal Manieren beibringen.« Es war der kräftigere von den beiden, der sein Jackett öffnete und auf die Kanone zeigte, die aus der Halfter schaute. Die beiden waren gut aufeinander eingespielt. Während der erste die Rocker ablenkte, zog der zweite mit

der kalten Routine eines Profis seine Pistole und richtete sie auf den Rockerchef.

»Das war's dann wohl!«

Tiger blieb sitzen. Er war sehr ruhig. Die Motoren der Maschinen tuckerten im Leerlauf. Es hörte sich an wie das röchelnde Atmen von Raubtieren.

Jetzt zog auch der andere Aufpasser seine Kanone. »Sollen wir euch die Reifen der Reihe nach zerschießen?«

»Dann können wir nicht mehr fahren!« erwiderte Guido.

»Wir lassen euch wegschaffen!«

Aus dem Hintergrund machte ein anderer Rocker Dampf. »Zeig ihm endlich, wer der Boß ist, Guido!«

»Gleich, einen Moment noch!«

So etwas konnte den Typen nicht gefallen. Sie waren engagiert worden, um den Weg freizuhalten. Am Tor erschien noch ein dritter Aufpasser, der innen gesessen hatte. Auch er war bewaffnet.

»Willst du auf einen Brent schießen?« fragte Guido so laut, daß die beiden ihn gerade noch hören konnten.

»Was soll das?«

»Ich bin Guido Brent!«

»Na und?«

»Ich gehöre dazu, Mann!«

Jetzt wurde der Aufpasser unsicher. Er schaute seinen Kollegen an, der im Licht einer Torleuchte stand. »Laß dir nichts erzählen, Rick. Die Typen wollen bluffen!«

»Das ist kein Bluff. Ich bin Guido Brent. Ich gehöre zu dieser netten Familie. Und jetzt laßt mich durch, ihr Säcke!«

Ob Brent oder nicht, die Wächter hatten ihre Instruktionen bekommen, und davon wichen sie nicht ab.

Rick wollte es hart machen. Er verließ sich dabei auf seine Waffe.

Der Arm stieß vor, er wollte die Mündung gegen das Gesicht des Rockes drücken, doch Tiger Brent war schneller.

Der Motor lief noch, eine Maschine, wie Guido sie fuhr, konnte binnen einer Sekunde gestartet werden.

Das tat er auch.

Die Honda sprang Rick an wie ein Raubtier. Damit hatte er nicht gerechnet. Er schoß auch nicht, weil er einfach zu überrascht war, und Guido fuhr ihn kurzerhand um.

Rick warf die Arme hoch, als der Aufprall ihn zurückschleuderte, so daß er gegen seinen Kollegen fiel und diesen ebenfalls von den Beinen riß.

Gleichzeitig starteten auch die anderen Rocker. Sie jagten vor und stießen dabei wilde Kampfschreie aus.

Es fielen auch Schüsse, nur wurde niemand getroffen, dafür

überrollten die Rocker auch die nächsten Aufpasser.
Guido lachte wie ein Teufel. »Kommt!« brüllte er, »der Weg ist für uns frei. Jetzt setzen wir der Fete ein Glanzlicht auf…«

***

Ich glaubte der Person, die hinter mir stand, jedes Wort. Wer es war, hatte ich noch nicht herausgefunden, aber kein Zombie, denn mein Nacken wurde auch von dem warmen Atem des Hintermanns getroffen.
Nach wie vor lag der kalte Stahl der Klinge auf meiner Haut. Ich spürte das Schaudern, dieses Gefühl der innerlichen Angst, das alles verkrampfen ließ, aber ich tat nichts dagegen, konnte nichts tun, blieb in der vornübergebeugten Haltung und schaute aus dem Fenster in die Tiefe des Parks.
Der Unbekannte hinter mir sprach weiter. »Wenn ich jetzt zuschlage, wird Ihr Schädel abgetrennt und nach unten zwischen die illustren Gäste fallen. Das ist mal was Neues.«
»So ungefähr«, sagte ich. »Aber weshalb wollen Sie mir den Kopf abschlagen?«
»Ich muß es tun!«
»Habe ich Ihnen etwas getan?«
»Du störst.«
»Wen?«
»Uns!«
Ich atmete durch die Nase. »Meinen Sie damit unter anderem auch Madeline Brent?«
»So ist es!«
»Dann hat sie sich in diesem Hause schon Verbündete gesucht, wenn ich das richtig sehe.«
»Auch das. Sie ist wunderschön. Sie hat das Gesicht eines Engels, sie ist…«
Bevor der Mann weiter ins Schwärmen geraten konnte, unterbrach ich ihn. »Sie ist ein Zombie, eine lebende Tote, Mister. Sie hat keine Seele, kein Herz schlägt in ihrer Brust. Sie ist ein Wesen, das früher schon gemordet hat. Ihre Liebhaber wurden geköpft, wissen Sie das nicht, Mister? Ihnen wird es wahrscheinlich ebenso ergehen, kann ich mir vorstellen. Jetzt hält sie noch zu Ihnen, weil Sie gebraucht werden, aber bald wird es alles ganz anders aussehen.«
»Mich tötet sie nicht! Sie hat ihren Henker damals auch nicht getötet. Heute bin ich der Henker und werde auch ihr Geliebter sein. Henker und Geliebter, das ist es!«
»Sie irren sich!« Ich wollte weiterreden, wurde aber von splitternden Geräuschen unterbrochen, als unter mir zwei Scheiben zu Bruch gingen und die Köpfe wie scharf geschossene Bälle aus den Öffnungen

jagten, um in der Luft wie zwei Beobachter stehenzubleiben.

Auch mein mir noch unbekannter Hintermann hatte dies gesehen.

Er lachte leise. »Jetzt hat sie ihre Boten geschickt!« flüsterte er. »Sie wird alles sehen. Sie bekommt jede Einzelheit mit. Sie…« Er redete noch schneller, und ich achtete nicht auf seine Worte, denn allmählich war mir klargeworden, wer sich hinter mir aufhielt.

Nicht, daß ich ihn an seiner verstellten, flüsternden Stimme erkannt hätte, nein, es war ein bestimmter Geruch, der in meine Nase drang. Das Duftaroma eines Rasierwassers, das ich heute schon einmal wahrgenommen hatte. Und diese Person hatte sich in meiner Nähe befunden.

»Das erste Opfer wirst du sein!« versprach er mir wieder. »Dieses Schwert wird dich köpfen. Es ist extra dazu ausersehen worden. Dein Schädel wird den blutigen Höhepunkt des Festes einleiten.«

Da konnte er verdammt rechthaben. Was sollte ich tun? Ich dachte darüber nach, wie der Vorgang ablaufen würde. Er mußte, um mich zu köpfen, die Klinge anheben und dann zuschlagen.

Mir blieb eine zu geringe Zeitspanne, um reagieren zu können.

Das genau war das Fatale an der Sache. Erwischen würde er mich immer. Vielleicht nicht am Kopf, dafür am Körper, da schützte mich auch meine Kleidung nicht.

»Hol noch einmal tief Luft, Sinclair. Schau nach unten, sieh dir alles an. Die Lampen brennen ja. Hör auf die Musik, die Leute tanzen schon, sie amüsieren sich, gleich werden sie sich auf das Essen stürzen, aber deinen Schädel serviere ich ihnen noch als Vorspeise. Madeline hat dich als Gefahr erkannt, deshalb mußt du vernichtet werden, hast du verstanden?«

»Ja, aber nicht begriffen. Ein Mensch kann doch nicht so dumm sein und sein gesamtes Ich an eine Untote verkaufen.«

»Ich bin es aber in deinen Augen. Ich werde Zustände einführen, wie Madeline sie kannte.«

»Das liegt lange zurück. Die Zeiten haben sich geändert!« Meine Stimme klang schon gepreßt. Die Angst entwickelte sich in meinem Magen zu einem dicken Kloß.

»Aber die Menschen sind gleichgeblieben!«

»Das stimmt sogar.«

»Siehst du? Und deshalb wirst du einen Kopf kürzer gemacht. Hast du alles gesehen? Willst du noch einen Abschiedsgruß nach unten schicken?«

Ich ging auf den Zynismus nicht ein. In der Tat sah ich etwas. Bill und Suko hatten sich von den anderen Gästen getrennt. Sie standen nicht weit von der Fassade entfernt und schauten in die Höhe. Die Köpfe mußten sie längst bemerkt haben. Aber sie waren die einzigen, die übrigen Gäste warfen keinen Blick hoch.

Auch mich sahen Bill und Suko nicht. Wenn der Mann hinter mir es tatsächlich schaffte, mich zu köpfen, würde mein Schädel den Freunden direkt vor die Füße klatschen.
»Das war es dann!« sagte der Kerl.
Die Klinge löste sich von meinem Nacken. Jetzt holte er aus, und was tat ich?
Nichts!
Ich wartete auf den Tod…

***

»Trägst du eine Waffe bei dir?« fragte Suko und schaute Bill dabei an. Der Reporter hob die Schultern. Man sah ihm an, daß er sich unglücklich fühlte. »Nein, zum Henker. Wer geht denn bewaffnet zu einem Fest? Ich jedenfalls nicht, obwohl ich mir hätte denken können, daß etwas passiert, wenn ihr schon hier erscheint und mitmischt.«
»Ja, das ist natürlich nicht gut!«
»Sollte ich dir mithelfen, die Schädel zu zerschießen?«
»So ungefähr.«
Bill maß noch einmal die Entfernung ab. »Nein, Suko, die Distanz ist für einen echten Treffer zu groß.«
»Scheint mir auch so.« Der Inspektor trat einige Schritte zur Seite, weil ein Ober mit einem Tablett erschien, auf dem Champagnergläser standen. Bill und Suko lehnten ab.
»Die kommen mir vor, als würden sie etwas beobachten«, erklärte Suko. »Ich frage mich nur, was das sein könnte?«
»Uns beobachten die.«
»Ja, aber für wen?«
»Wieso?«
»Die Köpfe kommen nicht von ungefähr, Bill. Sie haben sich aus dem Körper der untoten Madeline Brent gelöst. Sicherlich beobachten sie in ihrem Auftrag.«
»So meinst du das.« Bill schaute noch einmal zu ihnen hoch. »Wir könnten sie kriegen, wenn wir in das Haus laufen und aus einem der oberen Fenster schießen.«
»Dann wären die Menschen hier unten schutzlos.«
»Gegen wen?«
Suko hob einen Arm und ließ ihn wieder sinken. »Denk daran, Bill, daß Madeline noch die Gegend unsicher macht.«
»Hast du sie gesehen?«
»Nein. Ich verlasse mich da auf die Aussagen der Eleonore Brent.«
»Vielleicht ist sie auch nur ein Phantom. Ein Wesen, das es überhaupt nicht gibt.«
Suko wollte widersprechen, doch etwas anderes lenkte ihn sowie die anderen Gäste ab.

Geräusche und Laute, die überhaupt nicht zu diesem Fest passen wollten. Das Dröhnen von Motoren, als wäre eine Reihe von Feuerstühlen auf der Fahrt zum Feld.

Die beiden Freunde hatten sich gedreht. Und schon gellten die ersten Rufe auf. Die Gesellschaft zeigte sich geschockt. Gäste, die sich zu lockeren Gesprächsrunden zusammengefunden hatten, spritzten förmlich auseinander, als sie den Pulk der Feuerstühle auf sich zurasen sahen. Eine geballte Masse an Stahl, Reifen und Pferdestärken. Das Profil der Räder wühlte über den Rasen und riß ihn an nicht wenigen Stellen auf, so daß Fetzen in die Höhe flogen. Die Scheinwerfer waren eingeschaltet. Lange Lichtfinger trafen die Menschen wie Speere, huschten auch über die grüne Fläche, blendeten und stachen in die Öffnung des Zeltes.

Bill und Suko vergaßen die Schädel. Sie liefen dorthin, wo auch die Horde anhalten wollte.

Einer von ihnen fuhr vor. Die anderen rollten im Halbkreis hinter ihm her.

Und das Licht seines Scheinwerfers erwischte Lady Brent, die wie festgenagelt auf der Stelle stand und dem Rocker entgegenschaute.

Suko war als erster bei ihr. Er wollte die Frau wegziehen, diese aber schüttelte den Kopf.

»Nein, lassen Sie. Ich weiß, wer gekommen ist.«

»Und?«

»Das ist Guido, mein Neffe. Das schwarze Schaf unserer Familie. Er ist ausgestiegen, um sein eigenes Leben zu führen. Verflixt, hätte er es doch nur getan!«

Der Rockerchef hielt an. Er stieg von seinem Feuerstuhl und bockte ihn auf. Mit einer lässig anmutenden Bewegung nahm er den knallroten Helm ab und legte ihn auf den Sitz.

Seine Kumpane taten es ihm nach. Ihre Maschinen bildeten hinter ihm einen Halbkreis.

Guido schritt auf Lady Brent zu. »Hi, Tante«, sagte er und grinste breit. »Freust du dich nicht, mich zu sehen?«

»Was willst du?«

Er deutete in die Runde. »Meine Freunde und ich sind zufällig in der Gegend. Wir wollen mitfeiern. Es ist bestimmt genügend da, um satt zu werden und auch den Durst zu löschen.«

Die Gäste hatten sich in respektvoller Entfernung aufgebaut. Nur Bill, Sheila und Suko standen in der Nähe, um schützend eingreifen zu können, wenn es nötig war.

»Verschwindet!« sagte Eleonore Brent. »Geht wieder, dann vergessen wir die Sache.«

Guido lachte nur. »Aber nicht doch, Tantchen! Darf ich meinen Vater und seine versoffene Alte nicht begrüßen? Ist ja schließlich seine

zweite. Meine Mutter hat er ja fertiggemacht.«
»Das reicht jetzt!« rief Eleonore Brent. Es war ihr peinlich, daß die Spitzen der Gesellschaft so etwas mithören mußten.
»Ja, finde ich auch!« Suko schob sich näher, und Bill begleitete ihn.
Guido lachte. »Ach, da ist ja auch mein Freund, der Chinese. Hier gibt es keine trockenen Sandwiches zwischen die Beißerchen – oder?«
»Fahrt wieder!«
»Nein, wir bleiben. Diesmal lassen wir uns nicht verscheuchen. Es ist noch genug da. Wir wollen auch mal Champagner schlürfen. Nicht nur ihr, die Reichen, die Satten…« Er unterbrach sich selbst, denn durch die Reihen der Zuschauer hatte sich ein dunkelhaariger Mann geschoben, der schon leicht angeschlagen wirkte.
Guido fing an zu lachen. Er drückte seinen Körper zurück und streckte den Arm aus. Ein Finger wies auf den Mann. »Hallo, Daddy, da bist du ja, wie schön.«
Matthew Brent war nicht mehr nüchtern. »Hau ab, Mensch, wir wollen dich hier nicht haben!«
Guido kümmerte sich nicht um ihn. Er lachte nur, baute sich provozierend auf und hakte seine Daumen in die breiten Gürtelschlaufen. »Ich gehe, wann es mir paßt. Bist du allein hier? Oder liegt meine Stiefmutter schon besoffen in der Ecke?«
Daß der Rocker mit der letzten Bemerkung den Bogen überspannt hatte, war ihm egal. Seinem Vater allerdings nicht. Der stürmte plötzlich vor und schlug zu.
Das heißt, er wollte die flache Hand gegen die Wange seines Sohnes klatschen, hatte aber nicht mit der raschen Reaktion gerechnet. Guido war für ihn viel zu schnell. Bevor die Hand noch traf, fing er den Arm blitzschnell ab. Am Gelenk hielt er ihn umklammert, und er lachte seinem Vater ins Gesicht, der vergeblich versuchte, dem harten Druck zu entkommen und allmählich mit verzerrtem Gesicht in die Knie sackte.
Vor zahlreichen Augen fand die Demütigung statt. Niemand traute sich, einzugreifen. Man zeigte sich zwar empört, war aber selbst zu feige, um etwas zu unternehmen.
Möglicherweise genossen einige der Gäste sogar dieses Skandal.
Nur Suko und Bill dachten anders.
Es war Suko, der plötzlich neben Guido erschien und diesem auf die Schulter tippte. Eine freundliche Warnung, mehr nicht.
Unwillig schüttelte der Rockerchef den Kopf. »Halt du dich da raus, Mann!«
»Laß ihn los«, sprach er in das Keuchen des Matthew Brent hinein.
»Nein, ich…«
Es war nur ein knapper Stoß mit einem Finger, den Suko ansetzte.
Er wollte hier keine spektakuläre Schlägerei haben, die meisten

hatten seine Bewegung nicht einmal gesehen, aber er hatte genau dort getroffen, wo es hatte sein müssen.

Plötzlich keuchte der Rocker. Er ließ seinen Vater los, der zur Seite wankte, wurde blaß im Gesicht und beugte sich nach vorn. »O verdammt, du Hundesohn, was…«

»Ich habe dir doch gesagt, du sollst ihn loslassen. Und jetzt setz dich auf deine Maschine und verschwinde!«

»Nein, den holen wir uns!«

Von drei verschiedenen Seiten erschienen plötzlich bewaffnete Männer. Es waren die Aufpasser vom Tor, die ihre schweren Revolver in den Händen hielten und auf die Rocker zielten. Sie hatten sich übertölpeln lassen und wollten die Scharte jetzt ausmerzen.

Da griff Eleonore Brent ein. Sie trat vor und breitete die Arme aus.

»Hier wird nicht geschossen!« erklärte sie mit lauter und scharfer Stimme. »Habt ihr verstanden? Hier fällt kein Schuß. Nicht auf meinem Grundstück und nicht, solange ich hier das Sagen habe und hier stehe. Ist das endlich klar?«

»Aber, Madam«, sagte Rick. »Wir haben…«

»Sie haben versagt. Gehen Sie jetzt! Mit diesen Burschen werden wir auch allein fertig.«

Noch eine Person kam herbei. Es war Susan Brent. Sie hatte sich nicht umgezogen, sah ihren Cousin, ging hin und schlug ihm ins Gesicht. Der nahm den Treffer wehrlos hin, doch als er Susan anschaute, lag in seinen Augen der blanke Haß.

»Hau ab, du Versager!« schrie sie ihn an. »Laß uns endlich in Ruhe! Nimm deine Typen mit und laß dich nie mehr hier sehen. Klar?«

Guido richtete sich auf und nickte. »Ja, du hast laut genug gesprochen. Tut mir leid, Susan. Ich wußte nicht, daß du auch schon so beschissen bist wie die alle hier!«

»Das hat damit nichts zu tun. Ich werde…«

»Da, da!« Plötzlich gellte eine Frauenstimme auf. »Was ist das denn? Da oben!«

Auf einmal waren die Rocker und auch Susan vergessen. Die Gesichter der Partygäste richteten sich gegen den Himmel, aus dessen grauer Dunkelheit etwas herabfiel wie Steine.

Das waren sie nicht.

Es waren drei Schädel, die den Weg in die Tiefe fanden, um die Menschen anzugreifen.

Als direktes Ziel hatten sie sich Lady Eleonore ausgesucht!

***

Ich wartete auf das Pfeifen und überwand mich innerhalb eines Sekundenbruchteils. Mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft warf ich mich nach rechts, hämmerte noch mit der Schulter gegen den

Rand des Fensterflügels und rechnete damit, daß mich dieses verdammte Schwert trotzdem erwischte.

Ich spürte keinen Schmerz, mein Kopf blieb auch noch auf den Schultern, dafür aber vernahm ich ein dumpfes Geräusch und danach einen Fall, als ein schwerer Körper auf den Boden schlug.

Auch ich lag am Boden, hatte mich herumgewälzt, um in den Raum schauen zu können und hatte plötzlich das Gefühl, im Kino zu sitzen und einen Film zu erleben.

Es war tatsächlich so.

Vor mir lag mein Henker. Den Griff des Schwertes hielt er auch jetzt noch fest.

Aber neben ihm stand ein junges, dunkelhaariges Geschöpf in Dienstmädchenkleidung, hielt mit beiden Händen eine schwere Vase fest, die sie ihrem Brötchengeber auf den Schädel gedonnert hatte.

Damit stand für mich fest, um wen es sich bei diesem Henker handelte.

Sir Lucius Brent war in die Fänge dieses weiblichen Zombies geraten und zu deren Diener geworden.

Auch das Mädchen stand unter Schock. Es sprach wie ein Roboter, so automatenhaft. »Ich… ich konnte nicht anders. Er hat mich nicht kommen gehört. Ich sah und griff zur Vase …«

Ich erhob mich langsam, um das Mädchen nicht zu erschrecken.

»Danke«, sagte ich. »Sie haben mir das Leben gerettet.«

Ein Lächeln umspielte ihre Lippen. »Ja, aber ich…«

Ohne daß sie sich rührte, nahm ich die Vase aus der Hand, die beim Schlag nicht einmal einen Sprung bekommen hatte, und stellte sie auf einem Tisch ab.

Dann kümmerte ich mich um Sir Lucius Brent. Der Treffer hatte ihn am Hinterkopf erwischt. Dort war die Haut auch unter den Haaren abgeplatzt. Eine Beule hatte sich gebildet. Vielleicht würde er eine Gehirnerschütterung zurückbehalten, zumindest aber starke Kopfschmerzen haben. Wie dem auch sei, er war zunächst außer Gefecht.

Aber Madeline lebte noch.

Ich wandte mich an das Mädchen. »Wie heißen Sie?«

»Claudia.«

»Gut Claudia, ich bin John. Sie wissen ja, daß der Fall noch nicht gelöst ist. Madeline.«

Das Mädchen starrte mich an. »Ja, ich habe sie gehört.«

»Wo?«

»Hier im Haus. Sie… sie hat sich mit Sir Lucius unterhalten.«

»Worüber?«

»Das konnte ich nicht verstehen. Wenigstens nicht alles, Sie will wieder die alten, grausamen Zeiten aufleben lassen. Heute schon, wo

die vielen Gäste da sind.«

Ich wollte noch mehr fragen. Durch die zerbrochene Scheibe drang der Lärm zu mir hoch. Rasch trat ich wieder ans Fenster und beugte mich diesmal weiter hinaus.

Es war inzwischen dunkler geworden. Die Köpfe konnte ich nur schwach erkennen, aber in der Tiefe, wo das Fest ablief, hatte sich etwas verändert.

Dort huschten lange Scheinwerferbahnen über die versammelten Gäste und auch den Rasen. Die typischen Geräusche langsam fahrender Motorräder vernahm ich ebenfalls.

Da kam eine Horde.

Ich zählte schnell nach und kam auf sechs Lichtlanzen, die durch die Dunkelheit stießen.

Der Magen wurde mir eng. Wenn ich jetzt unten gewesen wäre, hätte ich sicherlich eingegriffen, denn ein Rockerbesuch hatte zu einem Unglück noch gefehlt.

Zum Glück befanden sich Suko und Bill in der Nähe. Sie mußten etwas unternehmen.

»Was ist denn los?« fragte mich Claudia, als ich mich wieder umgedreht hatte.

»Da sind Rocker gekommen.«

»Himmel.« Sie erschrak heftig. »Dann befindet sich bestimmt Guido dabei.«

»Wer ist das?«

»Der Neffe der Brents. Das schwarze Schaf, ein Aussteiger im negativen Sinne.«

Ich wußte ja Bescheid. Man hatte uns also in der Gaststätte nicht die Unwahrheit gesagt.

Das spielte für mich jetzt keine Rolle mehr. Wichtig war, daß wir die untote Madeline zu fassen bekamen. »Wo kann sie sich befinden?« erkundigte ich mich bei Claudia.

»Ich habe keine Ahnung. Aber sie läuft bestimmt durch das Haus. Es ist ja groß genug.«

»Zu groß.«

»Wollen Sie diese Person suchen?«

»Was bleibt mir anderes übrig?«

»Und was ist mit mir? Wo soll ich hin?«

»Sie könnten sich verstecken.«

Claudia wollte nicht. »Nein, wenn sie sich im Haus befindet, wird sie mich finden.«

»Dann laufen Sie nach draußen.«

»Gut, das mache ich.« Sie ging zwar zur Tür, zögerte dort jedoch und hob die Schultern. »Wollen Sie nicht auch…?«

»Okay, ich bleibe erst mal bei Ihnen.« Ich schob Claudia zur Seite

und betrat den breiten Gang. Daß sich Madeline nicht hier oben aufhalten würde, damit hatte ich gerechnet, für diese Dinge besaß sie ja ihren Henker, den Hausherrn.

Claudia blieb dicht hinter mir. Sie atmete schnell und hektisch, ein Zeichen ihrer Angst.

Auch ich fühlte mich nicht gerade gut. Zwar war ich körperlich fit, aber wenn ich daran dachte, daß es ja zwei Gefahrenherde waren, die uns unsichtbar umgaben, wurde mir schon ganz anders. Die Schädel durfte ich auch nicht aus dem Kalkül lassen.

So breit sich die Gänge auch präsentierten, mir kamen sie trotzdem eng vor und wirkten auf mich wie Fallen.

Claudia holte mich ein. »Wir können auch noch höher, wo die Personalzimmer liegen. Direkt unter dem Dach.«

»Und? Glauben Sie, daß sich Madeline dorthin zurückgezogen hat.«

»Da habe ich sie und Sir Lucius gehört. Wir können es ja versuchen, John.«

Ich war einverstanden. Außerdem mußten wir ja irgendwo mit unserer Suche anfangen.

Die Treppe, die direkt bis unter das Dach führte, war wesentlich schmaler als die normalen Aufgänge innerhalb des großen Hauses.

»Hier wohnen ja nur wir«, sagte Claudia. Ihre Stimme klang dabei etwas bitter.

Ich enthielt mich einer Antwort und drückte mich gegen die Wand, wobei ich den Kopf schräg hielt und in die Höhe peilte.

Es war weder etwas zu sehen noch zu hören. Nur unsere eigenen Schritte vernahmen wir.

Wenig später standen wir in einem relativ engen und nur zur Hälfte erhellten Gang.

»Hier wohne ich!«

»Und wo genau?«

Claudia deutete nach links. »Die dritte Tür.«

Ich starrte sie an. »Haben Sie die offengelassen?«

»Weiß ich nicht.«

»Okay, bleiben Sie bitte zurück.«

Das Mädchen hatte verstanden. »Meinen Sie, John, daß sich Madeline bei mir versteckt hält?«

Ich lachte leise. »Rechnen müssen wir mit allem. Wie gesagt, gehen Sie bitte keinen Schritt zuviel.«

»Gut.«

Ich hatte meine Waffe noch nicht gezogen, aber das geweihte Kreuz griffbereit in der rechten Tasche stecken. Bevor ich die Tür nach innen drückte, schaute ich noch einmal zurück und spürte gleichzeitig den Luftzug auf meiner Gesichtshaut. Er war aus dem Türspalt gedrungen. Wenn Durchzug herrschte, mußte ein Fenster offen sein.

Ich ging jetzt schnell in den Raum, übersah ihn mit einem Blick. Er war leer, zwei Lampen schaltete ich noch ein, dann erst fiel mir das offene Fenster in der Dachgaube auf.

Entweder hatte Claudia gelüftet, oder Madeline war dort hinausgeklettert.

Ich lief geduckt hin, blieb aber einen Schritt vor dem Fenster stehen und schraubte mich langsam hoch.

Mein Blick fiel auf die linke Seite des Dachs. Dort stand sie nicht, es war alles leer.

Und rechts?

Etwas flatterte im Wind, und es kam mir vor wie eine helle Fledermaus. Sie war es nicht. Als ich genauer hinschaute, identifizierte ich es als ein Stück Stoff, das zu einem hemdartigen Kleid gehörte.

Mehr trug die Person nicht, die auf dem Dach und in die Tiefe schaute.

Mir war es sowieso egal. Für mich zählte nur, daß ich den Zombie Madeline Brent zum erstenmal aus der Nähe sah und nicht nur als Gemälde…

***

Madeline hatte mich nicht entdeckt. Sie bewegte sich noch ein Stück weiter, duckte sich dabei und setzte ihre Schritte, sehr, sehr vorsichtig.

Die abendliche Kühle hatte schon etwas Feuchtigkeit mitgebracht, so daß die Dachpfannen von einem Feuchtigkeitsfilm überzogen waren, der sie rutschig machte.

Eine sichere Sache wäre gewesen, die Beretta zu ziehen und kurzerhand zu schießen.

Mit diesem Gedanken spielte ich auch, verwarf ihn jedoch wieder, denn Madeline verschwand auch aus meinem unmittelbaren Blickfeld. Auf dem Dach konnte sie genügend Deckung hinter den anderen Gauben finden, dort war sie auch untergetaucht.

Ich mußte sie schnappen.

Gerade als ich aus dem Fenster kletterte, erschien Claudia an der Zimmertür.

»Haben Sie sie…?«

»Ja, sie ist auf dem Dach.«

»O Gott.«

Ich achtete nicht mehr auf die Kommentare des Mädchens und schob mich in die Höhe.

Der Wind packte meine Haare und wehte sie hoch. Ich blieb gedeckt, es war mehr ein Hinausschieben als Klettern. Dann stand auch ich auf der Fläche, die sich schräg nach vorn neigte und den dünnen Nässefilm zeigte.

Claudia war nicht zu sehen.
Aus der Tiefe hörte ich grelle Schreie, die hier oben dünn klangen.
Was dort passiert war, konnte ich nicht erkennen. Möglicherweise hing es mit den Köpfen zusammen.
Auch Madeline mußte die Schreie gehört haben, denn sie richtete sich wieder auf.
»Suchst du mich?« fragte ich so laut, daß sie mich gerade noch hören konnte.
Sie fuhr herum, und wäre fast ausgerutscht.
Dann starrten wir uns an, und ich spürte ihren Haß und ihre Boshaftigkeit wie einen tödlichen Hauch.
Eines stand fest.
Einer von uns würde das Dach nicht mehr so verlassen, wie er jetzt existierte…

***

Lady Eleonore Brent tat nichts. Sie stand auf dem Fleck und starrte dem Schädel entgegen, der so schnell heranraste, als wollte er sie von den Beinen reißen.
Die anderen Zuschauer bekamen es mit der Angst zu tun und verfielen sogar in Panik. Sie rannten weg, kümmerten sich aber nicht um die Rocker, die ebenfalls geschockt waren und nicht begreifen konnten, was hier lief.
Aber Suko handelte.
Er warf Bill seine Beretta zu, die der Reporter geschickt auffing, und hechtete gegen Lady Eleonore, während Sheila sich um Susan kümmerte und sie zurückzog.
Suko riß die Frau zu Boden. Er hatte sie an den Hüften umklammert. Sie fiel auf den Rasen, er lag über ihr und schützte sie mit seinem Körper. Für einen winzigen Moment trafen sich ihre Blicke.
Suko entdeckte die Furcht in ihren Augen und auch das Nichtbegreifen. Diese Person war in einen Strudel hineingezogen worden, für den sie kein Verständnis aufbrachte.
Suko sprang hoch. Er blieb dabei breitbeinig über Lady Eleonore stehen und sah den Kopf, hörte aber auch den Schuß.
Bill hatte gefeuert. Er stand da wie auf dem Schießstand. Bevor der Schädel mit seinem weit aufgerissenen Maul gegen Sukos Gesicht hämmern konnte, erwischte ihn das geweihte Silbergeschoß und zerstörte ihn sprühend.
Der Inspektor bekam Gelegenheit, seine Peitsche zu ziehen. Er schlug den Kreis, die Riemen rutschen hervor, der zweite Schädel jagte in der Nähe vorbei.
Die huschende Schlagbewegung geschah gleichzeitig. Die Riemen fächerten dabei auseinander, klatschten auf die dunklen Haare und

besaßen soviel Wucht, daß der Schädel auf den Rasen geschleudert wurde, wo er ebenfalls verging. Ein Krachen ließ Suko herumfahren.

Schreie gellten über den Platz. Die Rocker hatten ebenfalls die Flucht ergreifen wollen, waren dabei zu ungestüm gewesen. Zwei Maschinen waren ineinander gefahren. Andere rasten über den Rasen, wobei ihre Fahrer auf die Gäste keine Rücksicht nahmen, die sich oft nur im letzten Moment durch wilde Sprünge retten konnten.

Einen Mann erwischte es trotzdem. Er wirbelte nach dem Anprall durch die Luft, bevor er gegen einen Tisch fiel und diesen umriß.

Die Musiker hatten ihren Platz verlassen, das sah Suko, als er sich drehte, weil er den dritten Schädel suchte.

Der aber war verschwunden!

Bill kam angerannt. Er sah Sukos verwunderten und suchenden Blick, packte den Freund an der Schulter und rief nur: »Komm mit!«

Die beiden rannten auf das Zelt zu.

Menschen, die sich dort aufgehalten hatten, liefen ihnen entgegen.

Sie hatten den Platz unter der Plane fluchtartig verlassen. Jetzt wußte Suko auch, wo er den letzten Schädel finden konnte.

Sie mußten sich den Weg freischaufeln, obwohl der Eingang breit genug war.

Im Innern des Zelts herrschte das große Chaos. Halbleer geräumt war das Büfett, nur lagen die meisten Köstlichkeiten am Boden.

Einige Gäste hatten sich – zusammen mit den Köchen – in die hinterste Ecke des Zelts verzogen, wo sie auch versuchten, unter dem langen Tisch Deckung zu finden.

Der Schädel befand sich über ihnen. Er kreiste dort, als könnte er sich nicht entscheiden, wo, wen und was er zuerst angreifen sollte.

»Den nehme ich«, sagte Bill und schob Suko zurück.

Der Reporter schoß zweimal.

Die Schüsse übertönten selbst die Rufe der Angst. Als wären sie selbst getroffen worden, so zuckten die Menschen zusammen. Und sie schauten zu, wie der gefährliche Kopf über ihnen zerstört wurde.

War die Magie damit gebrochen?

Zumindest die unmittelbare Gefahr hatten Bill und Suko zurückdrängen können.

»Jetzt bleibt uns nur Madeline«, sagte der Reporter.

»Und wo steckt sie?«

Da Bill auf Sukos Frage auch keine Antwort wußte, liefen beide wieder nach draußen.

Dort hatten sich die Gemüter etwas beruhigt, aber noch immer wußte niemand, woran er richtig war. »Vielleicht hat John sie…«

Sukos Frage wurde von einem anderen Ereignis unterbrochen. Aber dieses Drama spielte sich nicht im Garten ab, dafür auf dem Dach des großen Hauses…

***

Madeline konnte trotz ihres Zombie-Daseins reden, und sie sprach mich auch an.

»Du bist die Gefahr gewesen, die ich spürte. Du bist es. Ja, jetzt merke ich es.«

»Sicher!« erwiderte ich und war dabei auf der Suche nach dem besten Halt. »Ich bin gekommen, um dich zu vernichten. Du hast kein Recht auf dieses untote Leben, das keines ist. Du hättest längst verwest und vermodert irgendwo in feuchter Graberde liegen müssen.«

»Ich bin zurückgekommen.«

»Um für immer zu verenden.« Meine rechte Hand rutschte in die Tasche. Ich wollte ihr das Kreuz präsentieren. Wenn sie sich dem Teufel verpflichtet fühlte, würde sie vor Angst vergehen.

»Baal!« schrie sie plötzlich. »Baal wird es nicht zulassen, daß ich…«

Da fiel unten im Garten ein Schuß. Der Wind wehte das Echo hoch. Mit dem Aufklingen des Schusses zuckte auch die Untote zusammen, als wäre sie von der Kugel getroffen worden.

Sie beugte sich nach vorn, so daß es aussah, als würde sie fallen.

Dabei preßte sie eine Hand gegen eine bestimmte Stelle ihres nackten Körpers.

Ich ließ das Kreuz stecken und zog auch nicht die Beretta hervor.

Irgend etwas war hier passiert.

Sie richtete sich wieder auf. Der Wind erfaßte ihr Kleid. Madeline drehte mir ihr Gesicht zu. Es war schmerzverzerrt, sie wollte etwas sagen, als sie der zweite Hammer erwischte.

Diesmal schrie sie. In ihrem Körper tobten die Schmerzen. Beide Hände hielt sie jetzt auf bestimmte Stellen ihres Körpers gepreßt, und die Augen wollten ihr aus den Höhlen quellen.

Ich mußte sehen, was los war, holte die Lampe hervor und leuchtete Madeline an.

Bestimmte Stellen ihres Körpers waren schwarz, als wäre dort Kohle verbrannt worden. Aber es war nur die Haut, auf der sich diese Flecken abzeichneten.

Sie faulte dort…

Madeline dachte nicht mehr daran, mich zu attackieren. Es glich schon einem kleinen Wunder, daß sie sich trotz der Schmerzen noch auf den Beinen halten konnte. Der Wind packte sie, er schüttelte sie durch, die Untote schwankte mal nach rechts, dann wieder nach links, aber sie fiel nicht.

Dafür beugte sie sich vor.

Und wieder drang ein gellender Schrei aus ihrem Maul. Dieses so schlimm und makaber, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken rann und ich unwillkürlich den Kopf zur Seite drehte.

Ich hörte sie dennoch gehen.

Sie kam auf mich zu, jetzt wimmerte sie. Ihr gesamter Körper war schwarz. Madeline besaß keinen Kontakt mehr zu den makabren Andenken ihrer ehemaligen Freunde und Liebhaber.

Die Schädel mußten zerstört worden sein. Diese Tatsache beendete auch ihre Existenz.

Der Engel verging.

Er besaß keine Kraft mehr. Als wäre ich ein Rettungsanker, so streckte sie mir die Arme entgegen, nur kam sie nicht mehr dazu, mich zu berühren.

Mit dem rechten Fuß glitt sie auf der schrägen Fläche ab. Einen Herzschlag später lag sie auf dem Dach, einen Arm noch immer gestreckt, die Hand zur Kralle geformt.

Ich leuchtete mit der Lampe.

Madeline Brent rutschte dem Dachrand entgegen, und nichts war da, was sie hätte stoppen können.

Plötzlich war sie verschwunden, als hätte es sie nie zuvor gegeben.

Nicht einmal einen Schrei gab sie noch von sich.

Lautlos raste der Körper der Untoten in die Tiefe!

Ich ging wieder zurück. Meine Knie zitterten schon etwas, und auch Claudia, das Dienstmädchen zitterte, als sie sah, wie ich in ihr Zimmer kletterte.

Mein Lächeln sagte ihr genug.

»Es gibt sie nicht mehr – oder?«

Ich legte ihr meinen Arm auf die Schulter. »Nein, Claudia, es gibt sie nicht mehr…«

***

Was von ihr übriggeblieben war, schauten Suko, Bill und ich uns gemeinsam an.

Knochenreste und Staub.

Auch Sir James kam herbei. Selbst ihm fiel es schwer, Haltung zu bewahren.

»Das wäre fast ins Auge gegangen, nicht wahr?«

»Ja, Sir«, sagte ich, »so ist es.«

»Und was ist mit Sir Lucius?«

Ich atmete tief durch.

»Ist er…?«

»Nein, Sir, er ist nicht tot.« Ich tastete über meinen Hals. »Er stand nur auf ihrer Seite und hätte mir fast den Kopf abgeschlagen, doch dank Claudia bin ich gerettet worden. Das ist alles.«

»Ein bißchen viel auf einmal.«

»Was soll man machen, Sir? So ist das Leben. Sie können mit mir kommen. Vielleicht sollte uns auch Mrs. Brent begleiten…«

»Ich hole sie.«

»Stimmt es tatsächlich, was du da eben erzählt hast?« fragte Bill mich.

»Leider.«

»Das wird ein Schock werden.«

»Abwarten.«

Lady Eleonore, Sir James und ich betraten das Haus gemeinsam.

Ich wollte hoch in die vorletzte Etage, das war nicht mehr nötig.

Eine Gestalt, die wirkte wie ein Betrunkener, kam die breiten Stufen der Treppe herab, sich dabei am Geländer festhaltend.

»Lucius!« Mrs. Brent rannte auf ihren Mann zu. Er fiel ihr förmlich in die Arme. Das Schwert hatte er zum Glück oben gelassen.

Ich beobachtete ihn. Soweit ich erkennen konnte, war er wieder normal. Madelines endgültiger Tod hatte auch von ihm den Druck genommen und ihn wieder zu einem richtigen Menschen gemacht.

Mrs. Brent führte ihren Mann zu einem Sessel, in den sie ihn hineindrückte. Dann winkte sie mir zu.

Ich ging hin.

Lucius Brent schaute mich aus etwas glasig wirkenden Augen an.

Seine Lippen. Es dauerte eine Weile, bis er die Worte formulieren konnte.

»Wie geht es Ihnen?«

»Mr. Sinclair, was ist geschehen?«

»Nichts von Bedeutung, Sir, wir haben alles unter Kontrolle.«

Er schaute mich an, sah mein Augenzwinkern und drückte mir die Hand. »Nicht ganz, mein Lieber, Sie haben nicht alles unter Kontrolle. Meine Kopfschmerzen stehen dagegen.«

»Die verschwinden auch wieder. Und noch etwas, Sir. Ich finde, daß Sie eine hervorragende junge Frau in Ihren Diensten haben. Sie sollten wirklich mehr für sie tun.«

»Wen meinen Sie?«

»Claudia.«

»Ach so, sie ist so etwas wie eine Zofe bei uns.«

»Das mag ja sein, aber jetzt ist sie mehr.«

»Was denn?« fragte Mrs. Brent.

»Meine Lebensretterin, zum Beispiel. Einzelheiten erzähle ich Ihnen bei Gelegenheit.«

Nach diesen Worten verließ ich das Haus. Im Park knallten bereits die ersten Champagnerkorken. So sind die Menschen, sie vergessen eben schnell. Manchmal ist das sogar gut…

ENDE